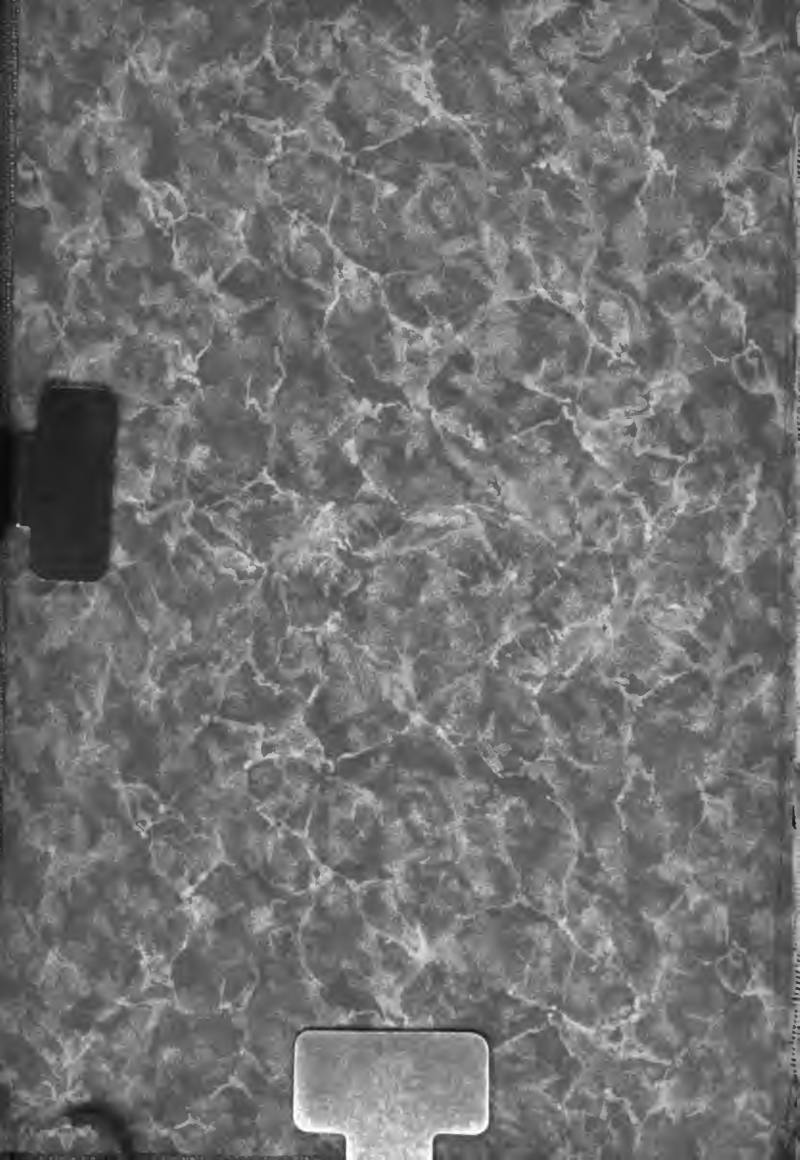
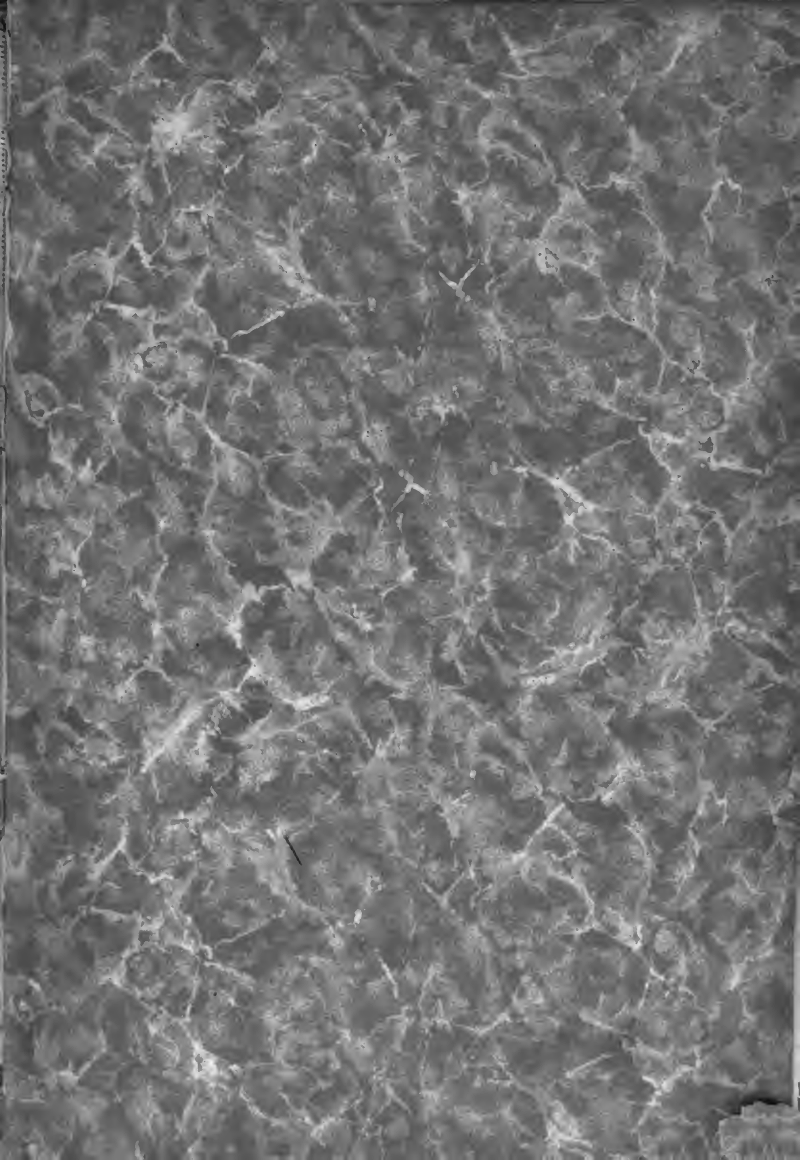

Kreuzfahrten im Beringmeer
Paul Niedieck, Paul Matschie, Anton Reichenow





Kreuzfahrten im Beringmeer.







Kreuzfahrten im Beringmeer

Neue Jagden und Reisen

von

Paul Niedieck

Verfasser von „Mit der Büchse in fünf Weltteilen"



Mit 32 Tafeln, einer Karte und 100 Textabbildungen
nach Originalaufnahmen

Berlin.
Verlagsbuchhandlung Paul Parey.
Verlag für Landwirtschaft, Gartenbau und Forstwesen.
SW., Hedemannstraße 10.
1907.



Dem

Präsidenten Theodore Roosevelt

verehrungsvoll

gewidmet

vom Verfasser



Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche mein Buch „Mit der Büchse in fünf Weltteilen“ in Jägerkreisen gefunden hat, veranlaßt mich, auch meine Erlebnisse des letzten Jahres in Sibirien und Alaska zu veröffentlichen. Da ich den Boden Alaskas auf dieser Expedition zum drittenmal betrat und ich mich schon auf meinen früheren Reisen mit den Ureinwohnern, den Indianern, sowohl wie mit den natürlichen Hilfsquellen des Landes beschäftigte, so habe ich in meine Jagderlebnisse einige ethnologische Betrachtungen, sowie ein Kapitel über die Erzeugnisse Alaskas eingeflochten, wissend, daß in weiteren Kreisen meiner Heimat über diese Dinge unbestimmte Begriffe vorherrschend sind.

Während hervorragende Forscher ihre besten Kräfte einsetzen und Millionen geopfert werden, um den Nordpol zu entdecken, bleiben die Länder, die zwischen ihm und der gemäßigten Zone liegen, von der Wissenschaft vernachlässigt; denn im Norden der Kontinente von Amerika und Asien liegen noch ungeheure Strecken unerforschten Landes, aus deren Erschließung die Menschheit Nutzen zu ziehen vermöchte, während die Auffindung des Nord- und Südpoles der Erde für die Wissenschaft nur einen geringen und für die Allgemeinheit kaum einen Wert hat.

Das Beringmeer und die angrenzenden Länder sind besonders stiefmütterlich von den Forschern behandelt worden; die Karten der

sibirischen Küste sind zum großen Teil Phantasiegebilde; große Strecken Landes sind geographisch überhaupt noch nicht bestimmt, und von der Geologie des Landes weiß man so gut wie nichts. Während meines Aufenthalts im Beringmeer habe ich mein Augenmerk lediglich auf die Fauna des Landes gerichtet und neben einigen Darstellungen der Völker, mit denen ich in Berührung gekommen, auf diesen Blättern geschildert. Ich mache aber nicht den geringsten Anspruch darauf, die Wissenschaft im allgemeinen durch diese Expedition bereichert zu haben.

Die am Schluß dieses Buches befindliche Karte wurde mir liebenswürdigerweise von Herrn E. G. Mc. Micken, Manager der Northwestern Commercial Company in Seattle, zur Verfügung gestellt; ich habe die Route meiner Expedition auf derselben eingetragen.

Lobberich, Rheinland, im Frühling 1907.

Paul Niedieck.



Inhalt.

**

Anhang.





Verzeichnis der Tafeln.



Erster Teil.

Kamtschatka.





Die „Empreß of Japan".

Erstes Kapitel.

Ausfahrt. — Reisepläne.

Mit sehr gemischten Gefühlen trat ich am 17. März 1906 von London aus meine Expedition nach Alaska und dem Beringmeer an. Von meinen Fahrten in den Jahren 1903 nach dem nordwestlichen Alaska und 1904 nach dem Norden Britisch-Columbiens ist mir das Land wohl bekannt; ich weiß, daß dort wochenlang die Sonne nicht scheint, ich weiß, wie die Wolken sich tief auf die Erde hinab lassen, um den Jäger tagelang im Lager gefangen zu halten, und ich kenne das eintönige Rauschen des Regens, wenn er auf die stramme Leinwand des Zeltes fällt. Als Entschädigung dafür bietet mir die Natur an den wenigen hellen Tagen eine herrliche Szenerie, vielleicht die schönste der Erde, aber ich gehöre leider nicht zu den glücklichen Menschen, die sich für den hohen Norden, für Eis und Schnee ohne Ende begeistern können. Ich glaube, der Grund dafür liegt darin, daß ich die nordischen Länder vergleiche und zwar mit

den so heiß geliebten Tropen, die zu schauen und zu kosten ich in früheren Jahren das Glück hatte. Fern von jeder Zivilisation und mit sich allein, empfindet man durch innere und äußere Einwirkungen hervorgerufene Stimmungen soviel intensiver, und da sind es gerade die Tropen, die nicht nur auf mich, sondern auch auf viele, viele andre einen Eindruck hinterlassen haben, der dauernd ist, und der uns unaufhaltsam zurückruft in die Wüste; es ist ein unerklärliches, aber ebenso unwiderstehliches Etwas, das uns reizt und uns wieder unter die sengenden Strahlen der Äquatorsonne lockt. Vor der herrlichen, gigantischen Natur Alaskas müssen wir uns staunend und bewundernd beugen, aber sie spricht uns nicht an; vergleichen wir sie mit einem wunderbaren Weib, dem wir zwar zu Füßen liegen, das uns aber im Herzen kalt läßt und nicht inspiriert wie die sonnige Fee der Tropen, eine kleine rothaarige Hexe, in deren Armen wir bereit sind zu sterben.

Weit weniger wie das Innerste Afrikas und das Herz Asiens ist das Innere Alaskas und Sibiriens heute erforscht; kein Wunder! lassen doch die Schwierigkeiten, die sich in diesem hohen Norden dem Forscher entgegenstellen, eine Durchquerung Afrikas im Vergleich als ein wahres Picknick erscheinen. Wasser hat von alters her Menschen und Tiere vor dem Eindringen Fremder geschützt, und nur zu Wasser läßt sich der Norden des Stillen Ozeans erreichen. Regelmäßige Dampfer gibt es nicht, mit Segelschiffen kann man in den wenigen Monaten, welche das Beringmeer eisfrei ist, nicht weit genug vordringen, ohne Gefahr zu laufen, im Herbst einzufrieren, und nur wenige Forscher und wohl noch weniger Jäger unterziehen sich gern den Strapazen eines arktischen Winters.

Meine ursprüngliche Absicht war, im Frühjahr auf der Alaska-Halbinsel Bären zu jagen, dann mit einem Dampfer die St. Mathias- und St. Lorenz-Inseln zu besuchen und im Herbst auf der Kenai-Halbinsel Elche und Schafe zu erlegen. Mehr wie zwei Jahre lang stand ich mit verschiedenen Kapitänen und Besitzern von kleinen Dampfern, die ich zu dieser Expedition zu chartern versuchte, in Ver-

bindung; schließlich zerschlugen sich aber alle Pläne, teils weil die Dampfer zu klein waren und nicht genügend Kohlen nehmen konnten, teils, weil sie zwar groß genug waren, die Kosten aber meine Mittel überstiegen. Ich mietete mir deshalb eine mir von der ersten Fahrt nach Alaska bekannte kleine Segelyacht von ca. 30 Tonnen, mit der ich versuchen wollte, die 450 Seemeilen von Dutch Harbour nach den St. Mathias-Inseln zurückzulegen und womöglich Sibirien zu erreichen.

Dieses war mein Plan, als die kleine Expedition, bestehend aus vier Köpfen, Europa verließ. Der Kapitän C. E. Radclyffe vom I. Life Guard Regiment in London ist mein Gast, ferner begleiteten mich der professionelle Präparator C. Degen (ein Schweizer und mir durch den Chef des Britischen Museums in London empfohlen) und mein Diener Carl Schüßler.

Wie schon so oft, so sollte auch dieses Mal der Zufall mich veranlassen, meine Pläne einer wesentlichen Veränderung zu unterziehen. Auf dem Dampfer „Campania“ der Cunard-Linie, auf welchem wir nach New York reisten, traf ich einen Herrn G. H. Storck, dessen Name mir bekannt war, da das von ihm in Sibirien entdeckte Schaf dem Entdecker zu Ehren Ovis Storcki genannt worden ist. Dieser Herr erzählte mir, daß er mit seinem Dampfer über Japan nach Kamtschatka zu fahren gedenke, wo er Handelsverbindungen mit den Russen und Eingeborenen unterhielt. Bei dieser Erzählung sah ich mich plötzlich der Möglichkeit ganz nahe gerückt, den Traum, den ich seit vielen Jahren schon geträumt, erfüllt zu sehen, nämlich dieses Land zu besuchen, und noch ehe wir New York erreichten, war der Kontrakt bis auf die Unterschriften fertig.

Herr Storck ist Direktor der Siberian Trading Co., welche den Dampfer „Stepney“ eignet, und mit diesem Schiff sollten wir von Hakodate aus die Reise nach Petropavlovsk, Anadyr, der Beringstraße und der St. Lorenz-Insel machen und dann in Nome in Alaska gelandet werden, von wo aus die „Stepney“ nach Japan zurückkehren

sollte, während wir über Dutch Harbour nach Kenai fuhren. Herr Storck hat trotz seiner dreiunddreißig Jahre schon ein äußerst interessantes Leben hinter sich. Mit 15 Jahren verlor er während einer Fieberepidemie in Florida seine ganze Familie. Sein Vater war Präparator gewesen und hatte seinen Sohn schon in jungen Jahren in die Geheimnisse des Präparierens und Ausstopfens von Tieren eingeweiht, weshalb sich der junge Storck veranlaßt sah, diesen Beruf zu ergreifen und sich zunächst in der Bildhauerei auszubilden, ein Fach, das mit dem Modellieren von Tieren Hand in Hand geht. Wir sehen ihn vier Jahre in Paris im Quartier latin arbeiten und sich in den freien Stunden seinen Unterhalt als Präparator verdienen. Nach Amerika zurückgekehrt, geriet er so in den Bann von Shakespeares Werken, daß er sich einer fahrenden Theatertruppe anschloß, bei welcher er als Shylok, als König im Hamlet, Jago in Othello und in andern Rollen auftrat. Nachdem seine Ambitionen auf diesem Gebiete befriedigt waren, ließ er sich als Präparator beim Museum für Naturgeschichte in New York anstellen, wo er viele Stücke meisterhaft ausstopfte; zugleich gründete er aber ein kleines Pelzgeschäft, in welchem er von Anfang an Erfolg erzielte. Dann kam ihm der Gedanke, anstatt durch Zwischenhändler die Felle der Tiere direkt von Eingeborenen an Ort und Stelle zu kaufen, um so einen größeren Profit zu erzielen, und wir finden unsern Freund plötzlich in Sibirien, dessen den Fremden damals noch verschlossenen Teil er als russischer Hilfspostillon durchquert. Vom Glück begünstigt macht er jetzt diese Reise alljährlich neunmal hintereinander, im Jahre 1900 durch Nordsibirien mit von Hunden gezogenen Schlitten, und findet auf dieser Reise in Kamtschatka das schon vorher erwähnte, bisher unbekannte Schaf.

Im Jahre 1905 ist sein Pelzgeschäft bereits so gewachsen, daß er eine Gesellschaft daraus bildet, die ihren Sitz in London hat, mit Filialen und Agenten an allen bedeutenden Plätzen Ostasiens. Für früher geleistete Dienste hat er kürzlich von der russischen Regierung die Konzession erhalten, in Ostsibirien Handel zu treiben,

ohne daß die von ihm eingeführten Waren zollpflichtig sind. Auf einer dieser Handelsexpeditionen beabsichtige ich nun Herrn Storck zu begleiten, indem ich einen Teil der Reise als Passagier mache und den andern Teil das Schiff für meine Zwecke chartere. Erwähnt sei noch, daß Herr Storck einer der wenigen ist, die in Sibirien mit Erfolg gearbeitet haben; schon viele andre und reichere Kompanien haben Handelsbeziehungen dort angeknüpft, aber ihre Schiffe und ihr Kapital dabei verloren, so daß heute die „Stepney" das einzige Schiff ist, welches an den Küsten Kamtschatkas kreuzt. Der Handel ist in Sibirien nur dann gestattet, wenn die russische Regierung eine Konzession erteilt; ohne eine solche kann niemand, zumal kein Nicht-Russe an der sibirischen Küste Felle kaufen oder Waren landen.

Bevor Kapitän Radclyffe und ich von New York aus die Reise nach dem Westen antraten, hatten wir die Ehre, in Washington vom Präsidenten Roosevelt empfangen zu werden, welcher großes Interesse an der von uns geplanten Expedition nahm; dieses war ich leider nicht in der Lage bei dem dortigen deutschen Botschafter zu konstatieren, obgleich das ganze Unternehmen doch in erster Linie der Wissenschaft dienen soll.

Von Washington ging die Reise direkt nach Seattle, der Hauptstadt des Staates Washington, am Stillen Ozean gelegen.

Ich kenne keine Stadt, in welcher man besser und schneller die Ausrüstung für eine Expedition nach dem Norden anschaffen kann wie hier. In zwei Tagen hatte ich sämtliche Lebensmittel für acht Monate, Zelte und dem Klima angepaßte Bekleidung beisammen; der geschäftliche Teil war mit Herrn Storck erledigt, so daß wir schon am 9. April Vancouver auf dem Dampfer „Empreß of Japan" verlassen konnten.





Zweites Kapitel.

In Japan und bei den Ainos.

Am 23. April gelangten wir nach Yokohama.

Hier erhielten wir die Nachricht, daß das Expeditionsschiff „Stepney" mit sechstägiger Verspätung an unserem Rendezvousplatz Hakodate, auf der Yesso-Insel gelegen, ankommen würde, und wir hatten so Gelegenheit, einige Tage des herrlichen japanischen Frühlings zu genießen. Seit meinen Besuchen in diesem Lande in den Jahren 1898 und 1900 hat sich hier nichts verändert. Das Verhältnis zwischen den Japanern und Ausländern, welches ja immer schon ein freundschaftliches war, hat sich seit dem Kriege noch gebessert, da die große Mehrzahl der während des Krieges in Japan anwesenden Fremden mit den Japanern sympathisierte.

Am 30. April hatte ich Gelegenheit, in Tokyo der großen Parade beizuwohnen, welche der Kaiser von Japan über seine siegreichen Truppen abhielt. Man hatte Detachements von sämtlichen Regimentern, welche den Krieg mitgemacht, nach Tokyo kommen lassen und veranstaltete eine Art Triumphzug, an welchem 31 000 Mann teilnahmen. Der Tag war der größte Nationalfesttag, den die Geschichte Japans kennt; die Geschäfte ruhten, der Freimarkenstempel trug die Worte „Triumph-Militär-Parade" in japanischer und englischer Sprache, das Volk feierte seine Helden. Die Tribünen auf dem Paradefeld waren ganz eigentümlich arrangiert. Vor der Haupttribüne war zunächst ein etwa 25 Meter breiter Raum, dann kam ein großer Hof, dem mit Leinwand bespannte Pfähle als Mauern dienten; in der Mitte dieses Hofes stand das Kaiserzelt.



Tempel in Yokohama.

Der Kaiser fuhr zunächst die Front aller Truppen in einem Landauer ab und ließ dann, in dem Zelt sitzend und der Tribüne den Rücken kehrend, die Truppen in einer ansehnlichen Distanz, die von der Tribüne mindestens 200 Meter betrug, an sich vorbeidefilieren. So kam man sich, auf der Tribüne stehend (fünf Stunden, Sitzplätze gab es nicht), gänzlich als Outsider vor.



Religiöse Prozession in Yokohama.

Am Tage vor der Parade hieß es allenthalben, das Photographieren auf dem Paradefelde sei streng verboten, besonders die Person des Kaisers dürfe nicht auf die Platte gebracht werden. Der Offizier am Eingang aber gestattete mir, die Kamera mitzunehmen und, auf näheres Befragen, alles nach Belieben aufzunehmen. Als die Parade vorüber war, bot sich mir eine vorzügliche Gelegenheit, den Kaiser in seinem Wagen zu photographieren, ohne daß Se. Majestät



Straßenszene in Tokyo.

es selbst bemerkte. Groß war mein Kummer dann, als ich bei dem japanischen Photographen, der die Bilder entwickelte und druckte, sah, daß gerade diejenigen, auf denen etwas vom Kaiserzelt, von Hofwagen, von Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses zu sehen war, durch Licht verdorben waren, während der Kaiser



Straße in Yokohama.

auf dem Bilde überhaupt nicht zu sehen war. Ich konnte mir diese ungewöhnlichen Mißerfolge gar nicht erklären, zumal alle andern Films gut ausgefallen waren, bis mich landeskundige Fremde darüber belehrten, daß der japanische Photograph teils aus Neid, teils aus Patriotismus absichtlich die Photographien seines Kaisers, noch dazu von einem Christen aufgenommen, verdorben

habe. Nicht alle Japaner sind imstande, mit den rapiden kulturellen Fortschritten des Landes Schritt zu halten, und mein Photograph ist



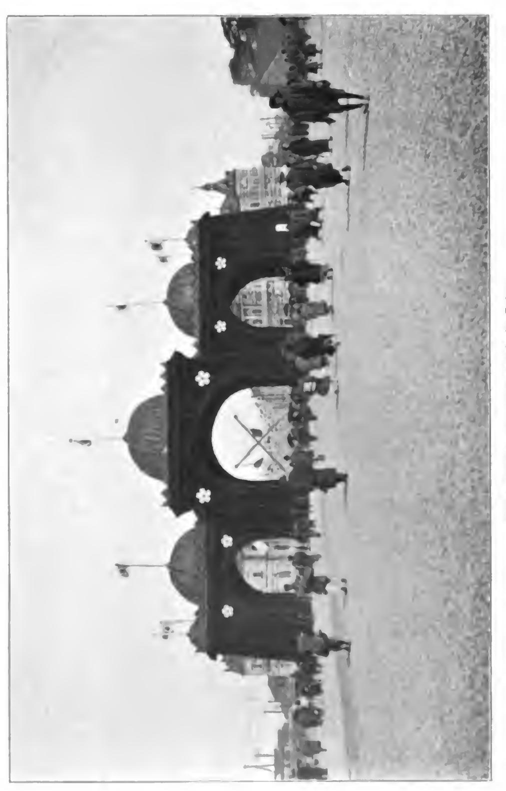
Die große Parade in Tokyo.

sicherlich noch einer von der alten Schule. In früheren Zeiten durften die Japaner nicht einmal den Namen ihres Souveräns wissen, erst nach seinem Tode wurde er bekannt gegeben; bis vor kurzem noch



Tokyo, Kanal mit der Marineschule im Hintergrund.

mußten die Untertanen sich so tief verbeugen, daß ihre Augen den Herrscher nie zu sehen bekamen, und noch heute können sehr viele



Triumphbogen aus Fichtennadeln in Tokyo.

von ihnen sich an den Gedanken gar nicht gewöhnen, daß der Mikado sich in der Öffentlichkeit zeigt.

Aufgefallen ist mir, daß der Kaiser niemanden grüßt, weder seine Offiziere, die salutieren, noch sein Volk, das „Banzai" ruft, noch Europäer, die nach der Sitte ihres Landes den Hut vor dem Herrscher ziehen. Sonst ist alles ziemlich genau von den Europäern



Großes Festungsgeschütz von Port Arthur.

kopiert bis ins kleinste Detail, und das Grüßen wird die nächste Generation wohl auch noch lernen.

Als die Truppen nach der Parade in die Stadt zurückmarschierten, bereitete ihnen das zu Tausenden vom Lande zusammengeströmte Volk Ovationen, dabei die einzelnen Regimenter je nach ihren Verdiensten wohl unterscheidend. Diese Sympathiekundgebungen waren aber durchaus nicht stürmischer Art, wie sie es bei einer gleichen Gelegenheit in Europa sicherlich sein würden;



Russische Kosakensäbel.

man schwenkte die Arme oder nahm den Hut ab, wenn eine bis auf wenige Fetzen zusammengeschossene Fahne passierte oder die Brust eines Offiziers mit Orden bedeckt war; es erklangen einige „Banzai", das ganze Verhalten der Menge war aber ruhig, fast reserviert.

„Banzai" ist nicht, wie vielfach angenommen wird, ein alter Kriegsruf der Japaner, sondern das Wort ist erst vor wenigen Jahren auf Befehl der Regierung von einigen Universitätsprofessoren



Russisches Marinegeschütz.

in Tokyo zum Ersatz des europäischen „Hurra" erfunden worden, also „made to order".

Hoch interessant war die Aufstellung eines Teils der Kriegsbeute aus dem eben beendeten Kriege auf dem großen Platz vor dem kaiserlichen Palast in Tokyo, nur eines Zehntels, wie man mir versicherte, von dem, was man genommen hat. Große Festungsgeschütze von Port Arthur, jede Art von Feldartillerie und Train, Schnellfeuerkanonen, Kriegsschiffsarmierung, Tausende von Gewehren und ebensoviele Kosakensäbel und -lanzen hatte man hier unter freiem Himmel aufgestellt, um der Nation zu zeigen, was die

braven Truppen geleistet. Staunend und sprachlos umstanden die Japaner diese Trophäen, nirgends konnte man einen Ausdruck der Freude oder der Erregung sehen, ebenso gleichmütig wie ihre enormen Verluste in blutigen Schlachten nehmen sie ihre Siege hin. Für die Landbewohner waren wir Europäer mit unsern Kameras eine viel



Infanteriegewehre.

größere Attraktion wie die Kriegstrophäen; viele von den Bauern hatten sicher noch nie einen Europäer gesehen und umschwärmten uns wie Bienen, sobald wir den Versuch machten, ein Bild mit dem Apparat einzustellen, wichen dann aber auf einen Wink willig und höflich beiseite.

Am 2. Mai verließen wir Yokohama per Bahn und langten nach neunzehnstündiger Reise in Aomori, der Endstation der Eisenbahn auf der Nippon-Insel, an. Die Landschaft auf dieser Fahrt ist

entzückend, zumal um diese Jahreszeit, wo die Kirschen blühen und das junge Laub der Birken und Erlen lebendige Farben in die sonst so düsteren Nadelwälder bringt. Das Land gleicht einem großen Garten, die Felder sind gepflegt wie Beete, jedes einzelne ist umgeben von einem kleinen Damm und Graben, mit Hilfe deren



Straße in Tokyo.

die Bewässerung reguliert wird. Der fleißige und in seinen Ansprüchen beispiellos bescheidene japanische Landmann baut hauptsächlich Reis, da, wo der Boden feucht genug ist, aber auch Roggen, Weizen und Kruziferen gedeihen; letztere ganz besonders beleben das Bild mit ihren leuchtend gelben Blüten.

Aomori ist nur ein kleines Städtchen; von hier geht der Dampfer in sieben Stunden nach Hakodate, der Hauptstadt der Yesso-Insel, einem bedeutenden Hafen, von dem aus alle Fischerboote nach dem Norden

auslaufen. Yesso ist die größte und am weitesten südlich gelegene Insel des Kurilen-Archipels, der dem Festlande Asiens vorgelagert



Ainoweiber mit tätowiertem Schnurrbart beim Getreidemahlen.

ist. Die Kurilen sind vulkanischen Ursprungs; noch heute zählt man zwanzig feuerspeiende Berge auf ihnen, und sie scheinen ein Binde-



Ainos in Muroran.



Die Bärenzeremonie.

glied zu sein zwischen den mächtigen Kratern Kamtschatkas und denen Japans; sie gehören zu der großen vulkanischen Ader, welche sich südlich bis zu den Philippinen erstreckt. Ursprünglich waren die Kurilen russisch, dann tauschte Rußland diese Inseln gegen die südliche Hälfte von Sachalin, die nun kürzlich wieder japanisch geworden ist. Die Einwohner der Kurilen sind die Ainos, von denen die Sage geht, sie haben früher ganz Japan bewohnt. Heute sind nur noch wenige Tausend von ihnen übrig, trotzdem sie ein kräftiger Stamm sind und bedeutend größer an Körperwuchs wie die Japaner. Sie stehen auf ganz niedriger Kulturstufe, leben in Höhlen, nähren sich von dem, was die Flut des Meeres am Lande zurückläßt, und sind wie alle Naturvölker dem sicheren Untergange geweiht.

Ihre Legende berichtet uns, daß eines Tages ein Ainogott mit einem japanischen Gott speiste, bei welcher Gelegenheit der Aino sich betrank und einschlief; da stahl der Japaner seinem Kollegen Grammatik und Alphabet und lehrte seine Gläubigen das Lesen und Schreiben, während die Ainos bis auf den heutigen Tag noch keine Schriftzeichen haben.

Durch ansteckende Krankheiten und den Hang zu starken alkoholischen Getränken nimmt ihre Zahl rapide ab; dazu entführen die Japaner die schönen Weiber als ihre Maitressen, so daß kein Nachwuchs da ist. Die Ainos sind zum Unterschied von den Japanern sehr stark behaart, und ihre Weiber halten dies für einen so schönen Schmuck, daß sie sich einen Schnurrbart auf die Oberlippen und einen Teil der Unterlippen tätowieren lassen. Besonders schön und treuherzig sind ihre großen braunen Augen, die mit ihrem wilden Äußeren gar nicht im Einklang stehen. Ich besuchte einige ihrer ärmlichen Hütten und fand die Leute gern bereit, sich für wenige Geldstücke photographieren zu lassen.

Das Volk der Ainos hat sich bis in die Neuzeit viele seiner alten Sitten und Gebräuche bewahrt, die uns in Erstaunen setzen. Erlegt zum Beispiel ein Aino einen weiblichen Bären, so fängt er das Junge ein und bringt es nach seinem Dorfe. Hier wird der Bär von



Aino-Männer.



Der Expeditionsdampfer „Stepney“.

den Weibern an der Brust genährt, bis er fett ist; dann veranstaltet man ein Volksfest, der Bär wird von allen Einwohnern umringt, mit einem Pfeil erschossen und dann verspeist.

In Hakodate verbrachte ich unfreiwillig eine ganze Woche; der Dampfer „Stepney“, der uns nach dem Norden bringen sollte, hatte Shanghai am 28. April verlassen und war am 4. Mai in Hakodate fällig; statt dessen kam er erst am neunten, nachdem ich fast verzweifelt war und bereits die ganze Fahrt nach dem Beringmeer aufgegeben hatte. Der Aufenthalt in Hakodate selbst, in einem japanischen Teehause, machte die Situation noch unerträglicher; niemand sprach ein Wort Englisch oder irgendeine andre Sprache als Japanisch. Es war gänzlich unmöglich, sich verständlich zu machen, zumal die japanische Weiblichkeit, von der man ausschließlich bedient wird, von der Natur mit einem außergewöhnlich geringen Quantum Verstand ausgestattet ist.

Der Norden Japans ist gänzlich verschieden vom Süden, dem Teile, den der Reisende fast ausschließlich besucht. Während man in Tokyo, Yokohama, Kobe oder Kyoto nur wenig arme und schlecht gekleidete Menschen sieht und hier überall die peinliche Sauberkeit bewundern muß, findet man im Norden große Armut, Schmutz und Gerüche, die den chinesischen Städten Canton und Amoy alle Ehre machen würden. Groß war deshalb unser aller Freude, als die „Stepney“ am 10. Mai die Anker lichtete, um uns unserm Ziele, dem wir nun seit sieben Wochen schon zustrebten, näher zu bringen.





Aino-Weiber.



Drittes Kapitel.

Nach Kamtschatka.

Die „Stepney“ ist ein 20 Jahre alter Dampfer von 442 Tonnen, mit einer Schraube, 7—8 Seemeilen Geschwindigkeit pro Stunde bei günstiger See, 160 Fuß Länge und 35 Fuß Breite; das Schiff fährt erst seit dem vorigen Jahre auf dem Stillen Ozean, während es zuvor ein Kohlenschiff an der englischen Küste war. Für Passagiere besteht keine Einrichtung, wir schlafen zu sieben in den für die Mannschaft vorgesehenen Kabinen wie die Sardinen beieinander, direkt über der Schraube. Der Kapitän, der erste Offizier und der Maschinist sind Engländer, der zweite Offizier ein Deutscher und der Rest der Mannschaft, 28 Köpfe, besteht aus Chinesen.

Schon wenige Meilen außerhalb des Hafens von Hakodate bekam uns ein scharfer Nordostwind zu fassen, der dem Schiff Gelegenheit gab, uns seine Seetüchtigkeit und nicht weniger seine Fähigkeiten im Stampfen und Rollen zu beweisen. Besonders in letzterer Bewegung leistet der Kahn das Unmögliche, was seinen Grund darin hat, daß seine Breite im Vergleich zu seiner Länge eine ganz unverhältnismäßige ist, ein Umstand, der dem Schiff das Äußere einer Badewanne verleiht. Wir liefen zunächst den Hafen Muroran, weiter nördlich von Hakodate auf der Yesso-Insel gelegen, an, um Kohlen zu nehmen, dann stachen wir nach Petropavlovsk in See.

Ein herrlicher Tag, das Meer spiegelglatt, die Sonne lacht am blauen Himmel und lockt uns hinaus auf die hohe See; Ruhe vor dem Sturm, denn das Barometer beginnt rapide zu fallen, bis es den tiefsten jemals auf ihm registrierten Stand erreicht hat. Als

Ouverture weckt uns am zweiten Tage schon früh am Morgen eine starke Brise, die mit jeder Stunde heftiger wird, bis am Nachmittag ein orkanartiger Sturm unser kleines Schiff wie eine Nußschale umherwirft, und mit ihm kommt die gefürchtetste aller Krankheiten, die Seekrankheit. Nach einer unvergeßlichen Nacht erreicht der Orkan am folgenden Tage seinen Höhepunkt, und solche Kraft haben jetzt die Wellen, daß der Kapitän, um sein Schiff vor ernstlichem Schaden zu bewahren, den Kurs verläßt und Schutz suchend direkt auf die Kurilen-Inseln zufährt.

Gegen Mitternacht, nur noch zwei Meilen von der Simushir-Insel entfernt, machte sich ihr Schutz bemerkbar durch ruhigeres Wetter, und wir waren von unsern Qualen erlöst. 25 Seemeilen in der entgegengesetzten Richtung unsres Kurses hatten wir in den letzten 24 Stunden zurückgelegt. Jemand, der sich, wie ich, nach 80 und mehr Seereisen noch nicht an das Element hat gewöhnen können, muß von einer großen Jagdpassion beseelt sein, um sich auf einem so kleinen Schiff wie dieses auf eins der wildesten Meere der Erde zu begeben, und manches Mal in den letzten Tagen habe ich die Stunde verwünscht, in der ich den Entschluß faßte, diese Expedition zu unternehmen. Sobald aber das Toben vorüber und die Sonne wieder scheint, da sind die Leiden vergessen und die Freude an dem Unternehmen kehrt zurück.

Auf den Sturm folgte ein Tag ruhigen Wetters. Anstatt aber an diesem Tag etwas von der verlorenen Zeit einholen zu können, hatten wir Kesselhavarie. Eine der Nieten, mit denen die Inspektionsbohrungen Lloyds wieder geschlossen werden, löste sich, das Wasser lief in die Feuerung und löschte den Kessel. Um den Schaden zu reparieren, mußte der andere Kessel auch gelöscht werden, wir trieben sechs Stunden — Gott sei Dank — nach Südost und von den Kurilen-Inseln fort, an denen das Schiff mit Ost- oder Südwind sicherlich gescheitert wäre. Die Reparatur erwies sich als unzulänglich; in der Nacht flog die Niete wieder heraus, und weitere sechs Stunden trieben wir gen Süden. Am siebenten Tage kam



Der Hafen von Muroran.



Petropavlovsk.

das Kap Lopatka, die äußerste Südspitze der Halbinsel Kamtschatka, in Sicht; wir hatten das Beringmeer erreicht und gelangten, begleitet von einem Sturm, der an Heftigkeit dem ersten nicht nachstand, am 19. Mai nach Petropavlovsk. Um die 1100 Seemeilen von Hakodate zurückzulegen, hatten wir neun Tage und vier Stunden gebraucht.

Petropavlovsk ist die Hauptstadt Kamtschatkas, zählt 250 Seelen und ist malerisch an einem Berghang in der Avatcha-Bucht gelegen. Hier revidierte der Gouverneur bei einer Flasche Champagner unsre Pässe, fand alles in Ordnung, und wir hätten uns nun sofort auf die Jagd begeben können, da fand ich mich plötzlich einer schier unüberwindlichen Schwierigkeit gegenüber gestellt.

Schon in Japan und unterwegs war es zwischen mir und dem Besitzer der „Stepney“, Herrn Storck, zu Meinungsverschiedenheiten gekommen, im Verlauf deren ich zu der Gewißheit gekommen war, daß letzterer ein Mann ist, der, um mich vorsichtig auszudrücken, Geldverdienen groß schreibt, und dessen Aussagen cum grano salis genommen werden müssen. Er gehört zu der Sorte Menschen, bei denen die Erziehung in keinem Verhältnis zu den anscheinend bedeutenden und schnell erworbenen Mitteln steht, einer Klasse, die man in Amerika häufiger findet wie in anderen Ländern, da die Amerikaner in der Kunst des Gelderwerbens besser unterrichtet sind wie andre Völker und ihnen ihr Land besonders reichlich Gelegenheit gibt, sich in dieser Kunst zu üben. Freund Radclyffe, der gewöhnlich den Nagel auf den Kopf trifft, hörte ich in Petropavlovsk auf die Frage »how are you getting along with Mr. Storck?« die folgende treffende Antwort geben: During a somewhat varied career in many lands I have encountered a number of men whose ancestors undoubtedly in former times hunted jackals around the walls of Jerusalem. Most of these men, who can lay claim to such a descent, have an eye to the main chance in business propositions when money matters are concerned. But seldom have I met one of them who was as sharp on the tracks of



Mein erstes Lager in Kamtschatka.

the almighty dollar as this worthy individual. He has also a somewhat exaggerated idea of his own accomplishments and abilities. In fact he is one of those men whom I should like to buy at my price and afterwards sell out at his own valuation in order to make myself a small fortune quickly.

Meine ursprüngliche Absicht war, mich von der „Stepney“ von Petropavlovsk nach einer Bucht, die zwischen diesem Ort und dem Kap Lopatka gelegen ist, bringen zu lassen, um hier zu landen und zwei Monate zu jagen. Der Dampfer sollte während dieser Zeit eine Rundreise durch die Ochotsk-See machen, zurück nach Japan gehen, um Kohlen zu nehmen, und dann nach Kamtschatka zurückkehren, um uns weiter nach dem Norden Sibiriens zu bringen. Der Gouverneur riet uns aber ab, nach Süden zu gehen, da dort schon mehrere Russen jagten, und empfahl uns den Norden, die Gegend des Kaps Shipunsky. Auf alle Fälle bedurften wir zweier Boote, eines größeren und eines kleineren, mit denen wir an der Küste entlang segeln und rudern konnten von einem Jagdrevier zum andern.

Herr Storck, dem die Verhältnisse in Petropavlovsk seit Jahren genau bekannt sind, hatte uns versichert, daß wir die nötigen Schiffe dort finden würden; wir konnten aber nur ein kleines und nicht seetüchtiges Ruderboot auftreiben, während die Eigner der größeren sich um keinen Preis von ihrem Eigentum trennen wollten. Herr Storck hatte von Amerika zwei kleine Motorboote mitgebracht; es stellte sich aber heraus, daß die Motore nicht funktionierten und daher die Boote nur überflüssigen Ballast hier, wo es keine Ingenieure gibt, repräsentierten. Auf dem Wege nach Kamtschatka bot er mir nun eins dieser Boote, ohne Motor, zum Preise von 8000 Mark als Segelschiff an. Abgesehen vom Preis läßt sich ein solches Schiff ohne Kiel gar nicht segeln; der Verkauf dieser für ihn wertlosen Ware zu einem solchen Preise wurde aber bei dem Eigner fixe Idee, er triumphierte, als ich kein geeignetes Boot finden konnte, und glaubte, mich zu dem Handel zwingen zu können. Ich bat ihn, mir eins der beiden Rettungsboote des Dampfers zu verkaufen; aber „nicht für

40000 Mark" war die Antwort, da er dies nicht dürfte, ohne gegen die Gesetze zu verstoßen, die für Schiffe unter englischer Flagge in Kraft sind. Darauf entschloß ich mich, mit Pferden landeinwärts zu gehen und auf alle Boote zu verzichten; aber sich von mir trennen, ohne ein kleines „Geschäft" gemacht zu haben, paßte meinem Freunde auch nicht. Er fragte mich, was ich ihm für ein Rettungsboot böte, und als ich ihm antwortete, daß ich kein Handelsjude sei, bot er mir nun das Rettungsboot, das gestern noch für 40000 Mark nicht zu



Die „Stepney" verläßt uns in der Bechevinskaya-Bucht.

haben war, für die Summe von 2000 Mark mit 1000 Mark Rückzahlung bei Wiedergabe nach zwei Monaten an. Der Anschaffungswert eines solchen Bootes beläuft sich auf 15 Pfund Sterling. Diese Proposition akzeptierte ich, die „Stepney" lichtete die Anker und wir erreichten nach achtstündiger Fahrt die 43 Seemeilen entfernte Bechevinskaya-Bucht.

Der Dampfer konnte nicht in die Bucht hineinfahren, da auf der Karte keine Tiefen angegeben waren. Meine Ausrüstung wurde deshalb auf hoher See in das Rettungsboot geladen, und es hatte den Anschein, als ob die Jagdexpedition endlich beginnen sollte.

Aber nochmals hielt das Schicksal uns zurück. Als das Rettungsboot herabgelassen war, stellte es sich heraus, daß es leckte; trotzdem begann man zu laden. Schon nach einer Viertelstunde aber war ein Fuß Wasser im Boot, und ich ließ alles wieder auspacken, da das Seewasser meine Lebensmittel zu verderben drohte. Als man das Boot wieder an Deck des Dampfers zog, brachen die Stangen, die es hielten, das Boot fiel ins Wasser zurück, am Bug zerschellend. Ich refusierte die Annahme desselben, und es wurde das andre herabgelassen; mit diesem erreichte ich mein erstes Lager, in einem von hohen schneebedeckten Bergen umgebenen Fjord gelegen, Bechevinskaya-Bucht benannt. In Petropavlovsk hatte ich einen landeskundigen Führer, einen Vollblut-Russen, Nicoly mit Namen, engagiert, und einen Dolmetscher, Wassily, der gutes Englisch sprach, dessen Vater Russe und dessen Mutter Kamtschadalin gewesen war. Wir waren also im ganzen zu sechs Personen. Schon auf dem Wege zum ersten Lager sahen Schüßler und die beiden Russen zwei Bären am Ufer im Schnee scharren; sie waren aber verschwunden, als ich hinzu kam. Nichtsdestoweniger atmete ich erleichtert auf, als ich diesen Bericht erhielt; die Bären, das Ziel meiner Wünsche, waren wirklich da.





Viertes Kapitel.

In Kamtschatka. — Meine ersten Bären.

Am Lande fanden wir zahlreiche Anzeichen, daß diese Bucht früher von Kamtschadalen bewohnt gewesen ist, ebenso wie das Land südlich und nördlich von hier. Heute ist nicht die kleinste Niederlassung an dieser Küste zu finden; wenige Jahre nach der Eroberung durch die Russen haben genügt, durch systematischen Raub, Mord und durch Import von Krankheiten und Branntwein das zahlreiche Volk der Kamtschadalen bis auf die jetzigen, geringen und im Innern wohnenden Reste auszurotten.

Die Temperatur hat, seitdem wir Yokohama verlassen, ganz allmählich abgenommen; hier ist es bedeutend wärmer, wie ich erwartet hatte, das Thermometer sinkt kaum unter Null, und ich befürchte, daß die Bären schon lange von ihrem Winterschlaf aufgewacht sind und bald ihren schönen Pelz verlieren werden. Soweit man sich auf die wenigen Statistiken verlassen kann, die über Kamtschatka existieren, so hat das Land das denkbar schlechteste Klima. Frühjahr und Herbst gibt es nicht, sondern nur Sommer und Winter, und ersterer ist so kurz und kalt, daß man die Jahreszeit kaum so nennen darf. Heute, am 23. Mai, ist noch nicht die leiseste Spur von Grün bemerkbar, selbst die Weiden haben noch keine Knospen, trotzdem die Luft nicht besonders kalt ist; aber die ungeheuern Massen von Schnee und Eis und der noch unter der Oberfläche hart gefrorene Boden hindern die Vegetation, sich zu entwickeln. Man rechnet hierzulande, daß es an 322 Tagen im Jahre regnet,



Die einzigen Bäume, welche ich in Kamtschatka fand, waren Erlen und diese nur in der Bechevinskaya-Bucht.

schneit oder neblig ist, und von dieser Sorte von Tagen waren die beiden ersten, die ich im Lager verbrachte.

Die Zelte waren auf der Düne an einer gänzlich exponierten Stelle aufgeschlagen, wo zwei Tage lang ein orkanartiger Sturm sie jeden Augenblick fortzublasen drohte; dazu ging abwechselnd Hagel, Regen und Schnee nieder, so daß meine Leute, Degen und Schüßler, die solches Wetter, unter freiem Himmel kampierend, noch nicht mitgemacht hatten, die Köpfe hängen ließen. Ich freute mich, nach 18 Monaten wieder mal in einem Lager zu sein; dieses freie Leben übte auf mich wiederum denselben Reiz aus wie schon so oft: auf nichts und niemanden Rücksicht nehmen zu brauchen, Herr und Gebieter zu sein seiner Zeit, Bewegungen und Handlungen, darin besteht ein großer Teil des Faszinierenden, das für so viele außer mir in diesem Nomadenleben liegt. Vom materiellen Standpunkte war menschenwürdige Nahrung die größte Erquickung. Speisen, wie sie in Hakodate, in dem japanischen Teehause, verabreicht werden, mit ranzigem Öl gekocht, würden daheim die Hunde refüsieren. Auf der „Stepney" herrschte bei dem chinesischen Chef in der Küche ein ekelerregender Schmutz, dazu Mangel an frischem Wasser, worunter die Teller usw. stark zu leiden hatten. Aber hier im Lager ist's herrlich, selbst wenn der Wind uns um die Ohren saust und wir des Nachts von starken Erdbeben geweckt werden, wie dies die beiden ersten Nächte der Fall war.

Auf den Regen folgte, wenn auch kein Sonnenschein, so doch etwas freundlicheres Wetter. Radclyffe und ich machten eine Exkursion auf Skys über das Eis der zur Hälfte noch zugefrorenen Bucht und konstatierten, daß es noch vieler Übung bedürfen würde, um uns mit einiger Geschwindigkeit auf diesen Schneeschuhen bewegen zu können. Am Nachmittag ruderten wir auf die Bucht hinaus, und ich erlegte als erstes Stück Wild einen Fuchs; es war am 24. Mai und am 68. Tage nach meiner Abreise von London. Bald darauf sah der Führer Nicoly einen Bären am Ufer von Seetang fressen. Ich wurde an Land gesetzt und versuchte den Bären

anzubirschen; ohne Deckung wurde das Tier aber schon auf 150 Schritt meiner ansichtig. Meine beiden ersten Kugeln fehlten, dann kam der Bär direkt auf mich zu, nicht um mich anzugreifen, denn die Bären sind bekanntlich friedliebende und freundlich veranlagte Tiere, sondern weil er keinen andern Ausweg hatte, zu flüchten.



Mein erster Bär

Nach einigen Schritten begann er den steilen, schneebedeckten Uferhang zu erklimmen, immer die Distanz zwischen mir und sich verringernd, bis ein Blattschuß ihn zu Fall brachte. Als wir das Tier abstreiften, sah ich am Horizont, etwa 2 km entfernt, einen Bären merkwürdige Sprünge machen. Dieser hatte unsern Wind bekommen und entfernte sich schleunigst in die Berge. Kommt dem Bären ein verdächtiger Luftzug in die Nase, so erhebt er sich häufig auf den Hinterbranten, um die über ihm befindliche Luftschicht auch

zu sondieren; es ist dasselbe Manöver, welches der Elefant in gleichen Fällen mit seinem Rüssel ausführt. Mit der Bärenhaut im Bote ruderten wir weiter dem Ufer entlang, als wir plötzlich zu unsrer Verwunderung drei Bergschafe direkt über uns auf den steilen Klippen stehen sahen. Auf meinen Schuß, fast senkrecht in die Luft abgegeben, ließ der Bock eine Handvoll Wolle, war dann aber verschwunden. Die Nachsuche durfte ich leider meinem schadhaften Herzen nicht zumuten, denn gerade bei der Bergschafjagd, der be-



Typische Felsformationen an der kamtschadalischen Küste.

schwerlichsten von allen, habe ich mein Herz vor zwei Jahren überanstrengt und bin seither in allen meinen Bewegungen an ein gewisses Maß gebunden. Später am Nachmittag kam ein andrer Schafbock mir vor die Büchse und diesen erlegte ich.

Das hiesige Schaf, ovis novicoli, ist eine prächtige Trophäe, die Hörner gleichen denen des amerikanischen Schafes, ovis montana, mit einer Neigung zum Dalli. Eine bittere Enttäuschung ist die, daß die Tiere momentan eine wild wachsende Knoblauchpflanze äsen, die das sonst denkbar schmackhafteste Wildbret ungenießbar macht.

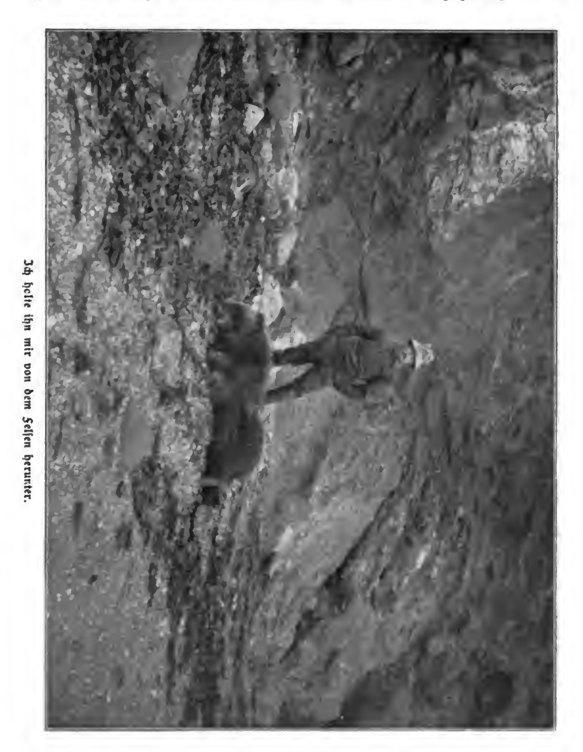
Der nächste Tag war mit einer Strecke von drei guten Bären ein angenehmer Jagdtag. Trotz der kalten Brise verriet die Luft an geschützten Stellen, daß der Sommer im Anzug war, und die Sonne an einem stellenweise klaren Himmel erlaubte uns zum ersten Male die uns umgebende herrliche Szenerie von Schnee und Eis, unterbrochen von dunklen Felsen, zu bewundern. Bald war ein Bär



Ein Prachtexemplar.

am Ufer ausgemacht, und Radclyffe, der mit einem Schuß an der Reihe war, brachte ihn leicht zur Strecke. Während wir zusammen den Bären anbirschten, hatten die Leute vom Boote aus einen andern Bären hoch oben auf einem Berghang konstatiert, und ich begab mich auf die Birsch, die mir sehr, sehr sauer wurde. Ich hatte dann aber nicht die geringste Schwierigkeit, das anscheinend schlafende Tier, ein Prachtexemplar, zur Strecke zu bringen. Am Nachmittag holte ich mir noch einen Bären von einer Felskante herunter; er fiel verendet in die See. So konnten wir mit vier Bären an den beiden ersten

Jagdtagen sehr zufrieden sein, zumal uns die Russen erzählten, daß hier nur wenige Bären seien, weiter im Norden dagegen, z. B. am



Ich helte ihn mir von dem Felsen herunter.

Kap Kronoski, die Bären umher liefen wie in Petropavlovsk die Hunde. Vor einem Monat schon sind viele Leute nach Kronoski

abgegangen, um Bären für die russische Pelz-Kompagnie, die eine Station in Petropavlovsk hat, zu erlegen. Diese Leute sind in früheren Jahren mit 50 und 60 Fellen heimgekehrt.

Das schöne Wetter hielt an, und ich fuhr täglich an der Küste der Bucht und des offenen Meeres entlang; auch wenn keine Bären und Schafe in Sicht waren, so fand ich doch die angenehmste Unterhaltung in der Beobachtung der vielen Vögel, Seehunde und Seelöwen, die hier die Felsen und das Meer belebten. Ganz besonders amüsant waren die Seehunde, die äußerst neugierig sind. Manche von ihnen folgten dem Boot meilenweit und kamen alle Minuten an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen; zwei derselben folgten uns zum Lagerplatz und blieben über Nacht, um uns am nächsten Morgen wieder das Geleite zu geben.

Es gibt auch etwas zu beichten heute. Ich hatte einen steilen Hang, auf dessen Höhe ich einen Bären entdeckte, erklommen, und war kaum oben, da sah ich das Tier mich auf 120 m anäugen. Da es mit einem Satz meinem Gesichtskreis entschwunden wäre, mußte ich sofort schießen, und der Bär ging ab. Der Schweißfährte folgend, war es eine Freude, zu konstatieren, wie mein Führer Nicoly mit in das Dickicht ging, das hier aus einer Art Strauchfichte besteht, deren Äste parallel mit dem Boden wachsen, ebenso wie die der Erlen. Ein Komplex dieser Sträucher ist für den Menschen nahezu undurchdringlich. Man turnt von einem Stamm zum andern; der eine hält das Gewicht des Körpers, der andre gibt nach. Dabei heißt es scharf aufpassen, ob Meister Petz nicht im Hinterhalt liegt, um anzunehmen, denn in diesem Dickicht versteckt er sich, wenn er angeschweißt ist. Am nächsten Tage folgte ich der Fährte des kranken Bären mehrere Kilometer auf Schneeschuhen, das Tier kam aber nicht zur Strecke. Bei dieser Gelegenheit sah ich einen starken und besonders dunkel gefärbten Bären am Ufer des Meeres von Seegras fressen, der einzigen Nahrung, welche die Tiere jetzt finden. Langsam wanderte er zwischen dem Steingeröll einher, sich von mir entfernend und von Zeit zu Zeit rückwärts

äugend, ohne aber von mir Notiz zu nehmen, obgleich ich ohne jede Deckung, aber mit gutem Winde auf ihn zu lief. Das Sehvermögen der Bären ist äußerst gering, und dieser Umstand kostete diesem das Leben.

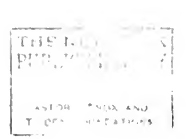
Sämtliche Felle der bis jetzt von uns erlegten Bären sind ganz vorzüglich im Haar, obgleich die Bären, nach der großen Menge der Fährten zu schließen, schon lange ambulant sind. Man müßte wenigstens 14 Tage früher in diesem Revier sein, aber das Eis bei der Yesso-Insel und dem Kurilen-Archipel verschwindet nur selten vor dem 10. Mai, so daß man kaum früher hier sein kann, wenn man nicht die Reise von Rußland über Land macht oder in Petropavlovsk überwintert. Die Lebensweise des Bären in Kamtschatka ist folgende. Im Frühjahr, wenn der erste warme Sonnenstrahl das Ende des langen Winters anzeigt, kriecht er aus seinem Bau, den er im Herbst nach dem ersten starken Schneefall bezogen. Dieser Bau liegt stets an einer von Winden geschützten Stelle, sei es zwischen Felsen, dichtem Strauchwerk, oder überirdischen Wurzeln, kurz an einem Platze, wo der erste Schnee schon eine Art von Dach geschaffen hat und so das Tier vor den größten Unbilden der Witterung Schutz findet.

Das Klima bedingt, daß der Bär, welcher die nördlichen Regionen seine Heimat nennt, während der ganzen Wintermonate schlafen muß, denn er müßte sonst elendiglich zugrunde gehen aus Mangel an Nahrung. Wenn der Boden hart gefroren ist, so daß er nicht nach Wurzeln scharren kann, wenn das ganze Land fußhoher Schnee bedeckt und die Fische in den Strömen durch das sie bedeckende Eis außer dem Bereich des Bären stehen, dann muß er notgedrungen entweder hungern oder schlafen.

Während des Schlafens absorbieren ja auch die Menschen nur einen kleinen Teil ihrer Lebenskraft, jede Bewegung hingegen bedingt ein Ersetzen der verausgabten Kraft, d. h. Nahrung. — In den Tropen, z. B. in Indien, wo es keinen Winter gibt und stets genügend Nahrung für den Bären disponibel ist, hält



Das Ufer, dem entlang ich den Bären anbirschte.



er keinen Winterschlaf, sondern bleibt das ganze Jahr hindurch ambulant.

Sobald der Bär in Kamtschatka im Frühjahr seinen Bau verlassen hat, geht er auf die Suche nach Nahrung, und zwar kann er dann nichts andres wie den Tang am Ufer des Meeres finden, den die Flut hier in großen Mengen zurückläßt. Nach und nach taut die Sonne auf der Südseite der Hänge den Schnee auf, das junge Gras sprießt mit erstaunlicher Schnelle hervor, und hier sieht man dann Petz mit seiner Familie wie die Lämmer auf der Weide grasen.

Mitte Juni beginnt der Salm die Flüsse hinaufzugehen, um zu laichen, und dieser Fisch bildet sowohl hier wie in Alaska von nun an die Hauptnahrung des großen braunen Bären. Die Fische laichen in ganz seichtem stillstehenden Wasser, d. h. in kleinen Lagunen, die sich vom Fluß oder von dem See, in dem erstere entspringen, abzweigen. Der Bär geht ins Wasser und wirft dann mit einem beherzten Brantenschlag die an ihm vorbei schwimmenden Fische ans Land, um sie später nacheinander in aller Gemütsruhe zu verzehren.

Aber auch auf Gemüse legt der Bär großen Wert, denn im August nährt er sich mit Vorliebe von den hier in ungeheuren Quantitäten wild wachsenden Erbsen, bis endlich der September ihm seine Lieblingskost bringt, nämlich Beeren aller Art, die hier von einem ganz hervorragenden Aroma sind. Zum Schluß, vor dem Schlafengehen, geht dann der Alaska-Bär noch in die Berge und gräbt hier Ziesel aus der Erde aus; das ist sein Dessert und zugleich das einzige lebende Säugetier, an das er sich heranmacht; denn bekanntlich ist der Bär, d. h. der nicht mit der Zivilisation in Berührung gekommene, kein Wildtöter, kein Raubtier, sondern Vegetarianer, der allerdings Fische genießt, wenn sie sich ihm bieten, und auch dann und wann ein vorgefundenes totes Tier anschneidet.

Die Kenntnis der Lebensweise des Bären ist, wie auch bei jedem andern Wild, von der größten Bedeutung, um ihn mit Erfolg zu

jagen. Die Haut ist am besten an dem Tage, an dem er die Schlafstätte verläßt, sie ist dann dicht und seidenweich; nach 4—6 Wochen fallen die guten Winterhaare aus und werden durch kürzere Sommerhaare ersetzt. Ein solches Fell hat gar keinen Wert; im Spätherbst sind dann wieder die Winterhaare vorhanden, aber das Fell ist dann nicht so gut wie im Frühjahr nach der langen Ruhe.

Radclyffe hatte mittlerweile auch noch zwei Bären erlegt; einer davon fiel einen steilen Hang hinab unmittelbar an das Ufer der Bucht und kroch ins Wasser, um sich durch Schwimmen vor seinen Verfolgern zu retten. Radclyffe hatte ihn bald mit dem Boot eingeholt; der Bär begann nun, dasselbe mit seinen Klauen zu bearbeiten und in den Bug zu beißen, bis eine Kugel in den Schädel seinen Leiden ein Ende machte, nicht zu früh, denn das schwere Tier hätte das kleine Boot beinahe zum Kentern gebracht.

Wir beschlossen nun, nach der 30 Meilen entfernten Marsoovya-Bucht zu gehen. Die Schwierigkeiten, mit denen dieses Unternehmen verbunden sein würde, waren uns wohl bekannt, denn die Bechevinskaya-Bucht liegt in nordwestlicher zu südöstlicher Richtung, während die Marsoovya-Bucht von Nord nach Süd läuft; die beiden Buchten liegen zu Lande nur 10 km voneinander entfernt, wir konnten aber unmöglich unsre ganze Habe über die schneebedeckten hohen Berge tragen. So blieb nichts andres übrig, als um das Kap Shipunsky herumzurudern, oder bei vorteilhaftem Winde zu segeln. Zunächst jedoch mußte unser kleines Boot repariert werden, das schon stark gelitten hatte beim Landen am felsigen Ufer.





Fünftes Kapitel.

Schwierige Bootsfahrt nach der Marsovna-Bucht.

Am 28. Mai, einem gänzlich windstillen und so herrlichen Tage, daß man seinem Schöpfer danken müßte, ihn erleben zu können, starteten wir und hatten am Abend 8½ Seemeilen zurückgelegt. Ein provisorisches Lager wurde aufgeschlagen und die Reise ebenso wie am Tage zuvor wieder fortgesetzt. Drei Mann ruderten das kleine Boot, das seinerseits das große Boot ins Schlepptau nahm. Zunächst ging alles gut, dann setzte eine Brise ein, gerade uns entgegen, und wir waren gezwungen zu landen; die letzte halbe Meile kostete uns 1½ Stunde härtester Arbeit. Der Wind, von der See her blasend, nahm jeden Moment an Heftigkeit zu, die Brandung wuchs im Verhältnis, so daß beim Landen unser kleines Boot mit großer Heftigkeit von einer sich überschlagenden Welle ans Land geworfen wurde. Nur zu bald wurde es uns klar, daß unser großes Boot, das in einiger Entfernung vom Ufer vor Anker lag und viel zu schwer beladen war, sich bald mit Wasser füllen würde, und alle unsre Lebensmittel wären verdorben. Es hieß nun, alle Sachen trotz der heftigen Brandung an Land bringen. Jeder arbeitete mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften, drei Stunden standen wir bis zu den Hüften in dem buchstäblich eiskalten Wasser, aber das Werk gelang, wenn auch zum Schluß das kleine Boot vom Aufschlagen am Ufer Löcher aufwies, die das Tageslicht durchließen.

Wir waren glücklich einer großen Gefahr entgangen, denn über Land kann man Petropavlovsk der vielen Schluchten wegen nicht er-

reichen, auch in die Bechevinskaya=Bucht konnten wir von hier aus



Bei der Reparatur des Bootes.

nur unter den größten Schwierigkeiten zu der am 15. Juli dort fälligen „Stepney" zurück. Vom Lager aus birschten wir hier fünf Schafe

an, konnten aber der Terrainschwierigkeiten wegen nicht näher als 300 m an sie herankommen. Auf dem Wege machte uns Nicoly



Gefährliche Landung.

auf zwei dunkle Punkte an dem Berghang aufmerksam in der Meinung, es seien Bären; eine genaue Inspektion mit dem Glase

aber ließ uns dieselben als Erdhügel ansprechen. Unsre Kugeln fehlten die Schafe, und nun sahen wir, daß die Punkte doch Bären waren, und zwar einer von ihnen ein wahres Prachtexemplar, bei weitem der größte, den wir bis jetzt gesehen. Er bot mir auf ca. 1000 m ein vorzügliches Ziel, meine Kugeln gingen aber in alle Winde.

Obgleich wir unmittelbar am Ufer des Meeres lagerten, so hatte die uns umgebende Landschaft doch den ausgesprochenen Charakter des Hochgebirges. An unsern Zelten vorbei rauschte ein reißender Gebirgsbach, dessen blauweiße Fluten brausend aus einer dunklen Felsschlucht emporschäumten. Über uns lagen grüne Matten, geschmückt mit den ersten Frühlingsblumen, dann folgten gigantische Massen dunkelgrauer Felsen, die ihrerseits wieder von hohen, schneebedeckten Bergkuppen überragt wurden.

Von den erlittenen Strapazen waren wir alle so erschöpft, daß wir am andern Morgen erst um 10 Uhr wieder in See gehen konnten. Der Wind hatte sich gelegt; als wir aber um eine der vielen Landzungen bogen, bekam er uns wiederum zu fassen, und wir mußten landen, nachdem kaum eine Meile zurückgelegt war. Im letzten Lager habe ich die Hälfte unsres Gepäcks zurückgelassen, da das große Boot zu leicht hätte kentern können, und jetzt kann ich die leichte Ladung während der Nächte in dem Boot vor Anker lassen. Hier kampieren wir an dem offenen Gestade, wo der Wind uns von allen Seiten faßt; der Boden ist felsig, so daß man keine Pflöcke in die Erde treiben kann, sondern die Zeltseile mit großen Steinen beschweren muß. Letzte Nacht brach ein Zelt zusammen während des Sturmes, der nun wütete, und wir waren die halbe Nacht auf den Beinen, um die Zelte besser zu befestigen.

Wie schon so oft, so scheine ich auch auf dieser Expedition beständig gegen das Schicksal, das sich hier noch mit den Elementen gegen mich verbunden hat, kämpfen zu müssen, alles geht contra. Gestern hatten wir das Boot einen kleinen Strom hinaufgezogen, um es instand zu setzen, und wollten gerade abfahren, da stürzte das Ufer des Flusses ein und begrub unser armes Fahrzeug unter sich. Heute,



Die Bechevinskaya-Bucht.



an einem klaren Tage, stieg ich auf die Höhe des Kaps Shipunsky, um Ausschau zu halten, wie hoch die See auf der andern Seite ging;



Das Treibholz wird als Feuerung benutzt.

aber fünf Minuten, bevor ich die Spitze erreichte, zog ein so dichter Nebel herauf, daß ich nichts sehen konnte. Holz zum Kochen gibt

es auch nicht, man findet aber hier und da von Amerika angeschwemmte Holzstämme; gestern fanden wir fertig gesägtes Stückholz, das von einem Schiffbruch an dieser Küste herrühren muß. Drei Tage hielt der Sturm uns hier gefangen; ich erlegte zwei Bergschafe, Gott sei Dank waren es christliche, die keinen Knoblauch genossen hatten und somit eine sehr erwünschte Zugabe in der Feldküche bildeten. Das kleine Boot haben wir notdürftig repariert, indem wir alle vorhandenen Blechstücke von Konservenbüchsen aufgenagelt haben. Früh um 3 Uhr des 2. Juni hatte der Wind sich gelegt, und trotz der hohen Dünung und der starken Brandung brachten wir unsre Habe auf das draußen vor Anker liegende Rettungsboot, indem wir das kleine Boot vermittelst eines Seiles mit dem großen verbanden; ein Mann blieb im Boot und ließ dasselbe von Zeit zu Zeit an dem Ankertau bis in die Nähe des Ufers gleiten, wo die andern bereit standen, um die Bagage hineinzuwerfen; zum Schluß sprangen wir selber hinein, ohnehin schon durch die hoch aufspritzende Brandung durchnäßt, und erreichten ohne Unfall die hohe See.

Wir waren alle entschlossen, nun solange auf dem Wasser zu bleiben, bis wir unser Ziel, die schutzbietende Marsoona-Bucht, erreicht hatten, und sollte es mehrere Tage dauern, denn die Landungen der letzten Tage hatten übermenschliche Anforderungen an unsre Kräfte gestellt. Zunächst blies eine günstige Brise, mit Hilfe deren wir das berüchtigte Kap Shipunsky umsegeln konnten, aber schon nach zwei Stunden trat Windstille ein, und wir mußten zu den Rudern greifen.

Landschaftlich ist das Kap Shipunsky mit der Kette ihm vorgelagerter Felsen wunderschön; auf ihnen ruhten Hunderte von Seelöwen aller Größen, die unsre Schiffe mit lautem Bellen empfingen, und über ihnen kreuzten in ihrer unvergleichlichen Eleganz Tausende von Möwen, mit ihrer krächzenden Stimme Protest erhebend gegen uns, die Störer ihres Friedens. Man sieht hier ganz dunkle Felsen, die Naturfarbe des Gesteins, und dazwischen vereinzelte, schneeweiße; es sind das diejenigen, auf welchen die Möwen sich seit



Am Kap Shipunski.

Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden niedergelassen haben. Auch die Seelöwen findet man in großen Mengen zusammen auf ein und demselben Felsen; sie bedecken denselben ganz, während auf einem andern, dicht daneben gelegenen nicht ein einziges Tier zu sehen ist. Sehr interessant waren die Weibchen dieser Tiere zu beobachten,



Gefahrvolle Küste.

wie sie beim Herannahen unsrer Boote ihre Jungen mit der Nase von dem Felsen herunter ins Wasser warfen, um sie in Sicherheit zu bringen. Die Kleinen versuchten, wahrscheinlich den Zweck dieser Behandlung nicht einsehend, dann wieder hinaufzuklettern, wurden aber von den besorgten Müttern immer wieder ins Wasser gestoßen. Als wir näher an sie herankamen, warfen sich dann auch die Weibchen in die See, während das größte und stärkste Männchen am längsten

oben blieb und mit dröhnender Stimme das Alarmsignal für seine Vettern gab. Es gelang mir, aus dem schaukelnden Boot eine Kugel von vorne auf den dicken Hals eines dieser Riesen zu setzen; der Felsen war jedoch etwas abschüssig, und das tote Tier sank durch seine eigene Schwere in die Tiefe, noch ehe wir herankommen



Die Schafe befanden sich auf diesem Felsen, von dem sie nur an unsern Büchsen vorbei entweichen konnten.

konnten, und mein Führer versicherte mir, daß Seelöwen stets sinken. Der Seelöwe schien mir so groß wie ein ausgewachsenes Walroß vom Atlantischen Ozean.

Trotz der Windstille ging die See hoch, es war die Nachwirkung des Sturmes; wir machten kaum zwei Seemeilen in der Stunde. Aber die nächstmögliche Landung war Marsovya; denn das Ufer hier besteht aus schroffen, himmelragenden Felswänden, und mit diesem Bewußtsein bot ein jeder alle seine Kräfte auf. Um 3 Uhr nach-

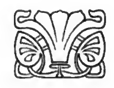


Beim Trocknen der Bärenfelle in der Marsovya-Bucht.



Die Marsovna-Bucht.

mittags hatten wir den Eingang zur Bucht erreicht und ankerten an einer Stelle, wo wir 20 Bergschafe auf einer saftigen Matte äsen sahen. Freund Radclyffe erlegte einen und ich zwei Böcke, darunter einen kapitalen, von dieser Herde; dann ging's weiter in das lange Fjord hinein, dessen schneebedeckte Berge, vom Mond beschienen, uns eine so wunderbare Szenerie genießen ließen, daß wir einigermaßen entschädigt wurden für die erduldeten Strapazen der vorangegangenen Tage. Abends um 10 Uhr erst langten wir an unsern Lagerplätzen an, nachdem wir sechs Tage von der Bechevinskaya-Bucht unterwegs gewesen waren und heute 18 Stunden lang gerudert hatten.





Die namenlose Bucht.



Sechstes Kapitel.

Mein stärkster Bär. – Ein kapitaler Schafbock. – Rückkehr nach Petropavlovsk.

Pfingstsonntag war Ruhetag, d. h. es wurde gewaschen, geputzt und geflickt. Merkwürdigerweise sahen wir in der schönen Marsovna-Bucht keinen einzigen Bären, weshalb ich beschloß, dieselbe zu verlassen und in eine andre Bucht hineinzufahren, die acht Seemeilen weiter nördlich gelegen war, deren Namen ich aber nicht erfahren konnte. Ich ließ, um schnell reisen zu können, die meisten Kisten und die Bärenfelle unter Aufsicht des Präparators Degen in Marsovna zurück und nahm nur für wenige Tage Lebensmittel mit. Unterwegs gingen wir auf Möweneierraub; wir nahmen 6 Eier von einem Felsen und 83 von einem andern; sie sind jetzt ganz frisch und vorzüglich von Geschmack. Im neuen Lager angelangt, birschte ich gleich zwei Bären an, die auf einem 2000 Fuß hohen Berge auf dem Schnee Siesta hielten. Die Strapazen, mit denen eine solche Birsch verbunden ist, sind schier unbeschreiblich; als ich endlich die Bären mit gutem Wind unter mir hatte und in Sicht bekam, saß ich 3 Fuß über der Erde auf quer gewachsenen Fichtenästen und konnte nicht schießen. Ehe es mir gelang, mich aus dem Gewirr zu befreien, waren die Bären 300 m von mir entfernt; das Schießen wurde mir durch die vielen Erlensträucher sehr erschwert, und das Resultat war, daß ich nur den Bären zur Strecke brachte, während die Bärin auf drei Läufen entkam.

Tags darauf schlug ich acht Meilen weiter das Lager auf und bestieg gleich nach der Landung die Klippen, die hier das

Meeresufer bilden. Der Anblick, der sich mir hier bot, war bezaubernd schön: ein Hochplateau von saftigem Grün, auf dem



Mein bester Bär.

40 Schafe friedlich ästen. Die Tiere hatten offenbar noch nie einen Menschen gesehen, denn sie blieben vertraut in meiner un=

mittelbaren Nähe stehen; nur die alten Böcke zogen langsam die steilen Hänge hinauf. Große Felder von Gänseblümchen, Veilchen und Schneeglöckchen schmücken die Landschaft; selbst die Erlen, die bis jetzt so finster dreingeblickt haben, zeigen Leben, sie sind dicht von Kätzchen behangen, hier und da hat sich schon ein Schoß hervorgewagt. Das Ganze krönt ein 1000 Fuß über mir im Schnee schlafender Bär. Ich ließ die Schafe in Frieden und begab mich sogleich auf die Birsch nach dem Bären. Der Hang war äußerst steil und ungangbar; ich mußte einen großen Umweg machen, um überhaupt hinauf zu kommen, und um guten Wind zu haben. Als ich eine Stunde geklettert war, erhob sich der Bär von seinem Lager, verließ den Schnee, auf dem er gelegen, und ging zur Seite in das kurze Gras, wo er mit Macht an zu scharren fing. Es war mir gleich klar, daß er sich ein Lager baute, um darin zu schlafen, und ich wartete deshalb ruhig ab. Mit dem Glase konnte ich die mit den Vorderbranten aufgewühlten Erdfetzen weit hinter ihn fliegen sehen, bis er sich endlich in dem gegrabenen Loch niedertat, um sich nicht mehr zu rühren. Ich birschte nun weiter, ging an ihm vorüber höher den Berg hinauf und dann direkt auf ihn zu, den Berg wieder hinab. Eine kleine Erhöhung versperrte mir die Aussicht, so daß ich mich plötzlich nur noch wenige Schritte von dem schlafenden Bären befand, der grunzende Töne von sich stieß, die der Ausdruck des Behagens oder auch Schnarchen gewesen sein mögen. Ich ging nun etwas zur Seite, an eine Stelle, von der aus ich besser schießen konnte, und ließ meine Kugel fahren. Der Bär hob den Kopf und präsentierte mir seinen Hals, in dem schon im selbigen Moment eine tötliche Kugel Platz nahm. Nach dem Gebiß und der Größe zu urteilen, ist der Bär ein uraltes Tier, aber lange nicht so groß, wie der, welchen ich vor einigen Tagen für einen Erdhaufen ansprach. Aufrecht stehend mißt das Tier 2,28 Meter; es ist der beste, den wir auf dieser Expedition erbeuteten.

Dann erlegte ich drei Schafe, zwei Lämmer und ein weibliches Stück in der Absicht, die ganzen Tiere mitzunehmen für das

Berliner zoologische Museum, fand aber zu meinem großen Bedauern, daß die Felle unbrauchbar waren, da die Schafe gerade jetzt ihr helles Winterkleid mit einem dunkleren und leichteren für den Sommer vertauschten.

Wer daran gewöhnt ist, wie ich, von den Rocky Mountains, Cassiar und Alaska her, das wilde Bergschaf als ein äußerst seltenes Tier zu betrachten, der lebt hier in einem Paradies, denn man sieht



Wo die Bären leben.

hierzulande, an der Küste entlang fahrend, fast beständig Schafe in Herden bis zu mehreren Hundert Stück. Das Verhalten der Tiere ist ganz verschieden; manche flüchten schon, wenn unser Boot noch mehrere Kilometer von ihnen entfernt ist, in die Berge, andre wieder bleiben ruhig am Ufer stehen und verhoffen.

Im neuen Lager angekommen, konnten wir zu gleicher Zeit sieben Bären um uns herum zählen; leider aber war das Land sehr dicht mit Erlen und Fichten bestanden, man sah die Bären nur, wenn sie auf dem Schnee ruhten oder über diesen schritten.

Ich schickte nun die beiden Russen und Schüßler mit dem großen Boot nach der Marsovna-Bucht zurück, um den Präparator Degen und die Felle heraufzuholen, während Radclyffe und ich mit dem kleinen Boot zurückblieben. Leider konnten wir nicht zu Fuß von unserm Lager zu dem Berge gelangen, wo wir die vielen Bären tags zuvor gesehen hatten; eine schroffe Felswand erlaubte uns nur bei ganz niedriger Ebbe, am Meeresufer entlang zu gehen, und dann trennte uns ferner noch ein tiefer Fluß von unserm Ziele. So waren wir gezwungen, uns des Bootes zu bedienen; es gelang uns aber am Morgen nicht, zu landen, da die See hoch ging und die Brandung zu stark war. Die kleine Bucht, in der wir uns befinden, ist gar nicht geschützt, sondern nach der Seeseite gänzlich offen; draußen auf dem Beringmeer stürmt es ja nur gar zu oft, und dann bekommen wir hier die hohe Dünung und mit ihr die Brandung.

Am Nachmittag konnten wir bei hoher Flut den Fluß hinauffahren; als wir aber am Abend zu Fuß zurückkehren wollten, um das Boot an einer geschützten Stelle im Fluß zurückzulassen, war das Wasser an dem bewußten Felsen so hoch, daß wir nicht hinüber konnten und nun doch mit dem Boot fahren mußten. Dies sollte für uns verhängnisvoll werden. Eine Stunde lang kämpften wir ohne Steuer, denn wir mußten beide rudern, mit den Wellen, um die halbe Meile zum Lager zurückzulegen; doch erst beim Landen wurde die Situation kritisch. Wir versuchten, das Boot ans Land zu ziehen; aber dazu fehlten uns die Kräfte. Wir versuchten, das Boot weit in der See an einem großen Stein zu verankern; aber dann konnten wir nicht zurück, ohne zu schwimmen. Letzteres wäre das Beste gewesen; aber bei der starken Brandung liefen unsre Glieder Gefahr, an den Felsen, die hier das Ufer bilden, zerschmettert zu werden. Schließlich blieb uns nichts andres übrig, als das Boot in 4 Fuß Tiefe zu verankern, so daß wir gerade noch ans Land konnten; dann überließen wir es seinem Schicksal. Nach einer in großer Sorge um das Fahrzeug zugebrachten Nacht fanden

wir dieses um 3 Uhr morgens zerschellt am Lande liegen. Der Anker hatte nicht gehalten, der Stein war vom Boot geschleppt worden, und so war das Unglück geschehen. Mit improvisierten Rollen brachten wir nun das Wrack höher hinauf auf das Ufer mit nur ganz geringer Hoffnung, das riesige Leck und die acht gebrochenen Streben je reparieren zu können. Damit hatten wir aber den Kelch, den das Schicksal für uns bereitet hatte, noch lange nicht zu Ende geleert.

Drüben winkten die Bären, und ich begab mich zu Fuß bei tiefer Ebbe zum Fluß mit der Absicht, am Abend über die Berge heimzukehren, ein Höllenweg, aber die einzige Aussicht, an die Bären heranzukommen, während Radclyffe in eine andre Richtung ging. Leider kam kein Bär in Schußweite des Flußufers, und über das Wasser konnte ich nicht. Als ich mich am Spätnachmittage anschickte, den Heimweg über die Berge anzutreten, sah ich das große Boot, wie es gerade von der Marsoova-Bucht kommend in die Bucht hinein segelte. Um mir den beschwerlichen Weg zu sparen, winkte ich die Leute heran, mich abzuholen. Ich ging soweit wie möglich in die See hinein und rief der Besatzung zu, den eisernen Anker auszuwerfen, da die Brandung ziemlich hoch war, und ich erreichte auch glücklich das Schiff, auf das Nicoly mich heraufzog. Kaum aber hatte ich auf dem Boot festen Fuß gefaßt, da kam eine Sturzwelle, sie hob das Boot hinten hoch, Nicoly und ich stürzten rückwärts in die See und mit uns meine Büchse. Der Anker hatte auf dem felsigen Boden nicht gefaßt, die folgenden Wellen warfen die Leute im Boot um; der Mast brach und kam krachend auf uns nieder, in wenigen Sekunden lag das Boot quer zur See auf den Felsen, die Löcher in seine zerbrechlichen Planken bohrten. Wir entluden nun mit fieberhafter Eile das Boot, schöpften das Wasser aus und hoben dann das Schiff mit den Stangen, die sonst die Zelte halten, weiter hinauf ans Land, wo wir es nach zwei Stunden übermenschlicher Arbeit in Sicherheit brachten. Acht Streben und drei Planken waren zer-



Trocknen der Kleider nach dem Schiffbruch.

trümmert, kein Faden war mehr trocken, die Lebensmittel, die nicht in Büchsen waren, verdorben, und was für mich bei weitem das Schmerzlichste war, meine Büchse, die jahrelang meine einzige Liebe gewesen, war fort. Aber die böse See ist wenigstens ehrlich. Einige Stunden später schwemmte sie außer Kochtöpfen, Tellern und andern Gegenständen auch meine Büchse an Land, in trostlosem



Beim Floßbau.

Zustande allerdings, aber noch brauchbar. Wir alle liefen am Strand auf und ab und nahmen von den Wellen, was sie bereit waren, uns wiederzugeben, bis nur noch wenige Gegenstände fehlten.

Bei einem solchen Schiffbruch hat man die beste Gelegenheit zu konstatieren, was ein jeder von den Begleitern wert ist. Der alte Degen verlor sofort den Kopf und kümmerte sich um nichts mehr, als er einmal das sichere Land erreicht hatte; auch die beiden Russen waren einen Moment durch die Größe des Unglücks überwältigt und stierten mich an, ohne meinen Befehlen zu gehorchen.

Nur Schüßler war der Situation vollkommen gewachsen; seiner zweckmäßigen und tatkräftigen Arbeit ist es in erster Linie zu verdanken, daß das Boot, unser letztes, nicht ganz verloren ging.

Nachdem das ganze Gepäck an Land war, hieß es auch das Schiff dorthin zu bekommen; es war aber bis zum Rand voll Wasser, und um das schwere Boot heben zu können, mußte es



Wie ein Bärenkopf wirklich aussieht.

zuerst ausgeschöpft werden. Das war die böseste Arbeit, denn immerzu kamen die Wellen und warfen uns im Boote um, so daß es wundernimmt, daß niemandem die Glieder zerschmettert wurden.

Bei Sonnenaufgang des nächsten Tages begannen wir mit der Reparatur des Bootes; als Holz dient uns Treibholz, das in großen Mengen vorhanden ist, als Handwerkszeug haben wir nur Äxte und Messer. Das kleine Boot erklären die Russen für gänzlich verloren.

Wir entnahmen zunächst dem Rettungsboot die acht mit Luft gefüllten Kupferbehälter, welche das Boot, falls es sich bei einem

Schiffbruch mit Wasser füllt, am Sinken verhindern, und bauten uns aus vier derselben ein vorzügliches Floß, mit welchem wir nun zu jeder Zeit über den Fluß setzen konnten. Um mir zu zeigen, daß das Seebad ihr nicht geschadet, brachte meine Büchse mit den drei nächsten Schüssen zwei Bären zur Strecke. Als ich den einen an-



Unser Floß.

birschte, kam der andere von der Seite auf mich zu; ich schoß ihn schnell und lief dann dem Meeresufer entlang dem Hang zu, von welchem ich Nr. 2 herunterholte.

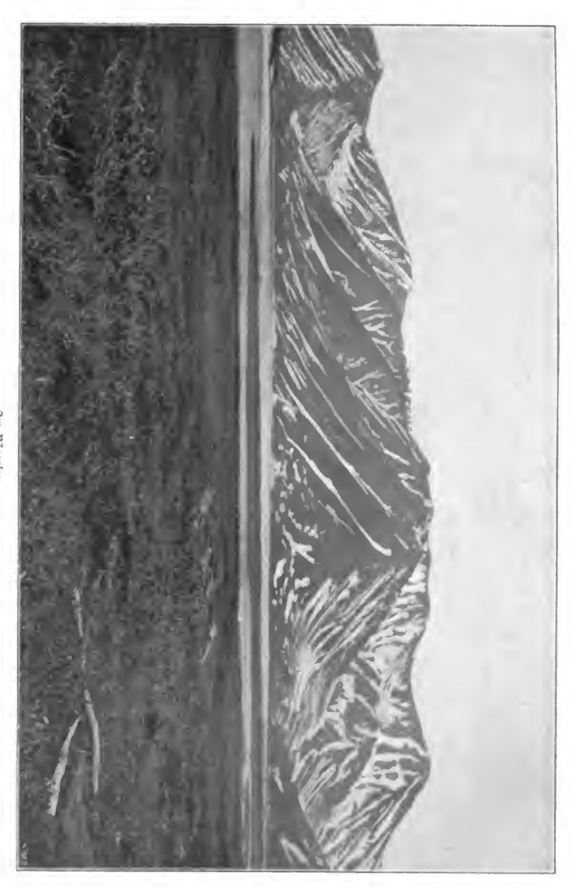
Der 12. Juni war ein Regentag, der erste seit dem 23. Mai; das Wetter ist bisher ganz unerwartet schön gewesen, die Temperatur schwankt meistens zwischen 2 und 8° C. An Regentagen muß der Bärenjäger auf dem Posten sein, denn sobald es nur eine kleine Weile aufhört zu regnen, kommen die Bären aus dem Holz

heraus und schütteln die Tropfen ab, die ihnen besonders unangenehm in den Lauschern zu sein scheinen, nach ihren Kopfbewegungen zu schließen. An dem Kadaver eines der zuletzt erlegten Bären traf ich ein Weibchen mit seinen zwei zweijährigen Jungen an (die Bären werfen nur ein um das andre Jahr und dann häufig Zwillinge). Als ich mich angebirscht hatte, waren die Tiere den Hang hinauf in das Erlengestrüpp getreten; ein sehr schlechtes Schießen, da der



Das gestrandete Rettungsboot.

kleinste Ast den Kurs der Kugel ändert und die Rasanz wesentlich abschwächt. Trotzdem brachte ich mit den drei ersten Kugeln alle Tiere ins Rollen; sie waren aber bald wieder hoch und gingen bergan. Die letzten Schüsse mußte ich auf 300 und 400 m abgeben, und das Resultat war, daß zwei zur Strecke kamen, während ein junger Bär schreiend abging. Den Kadaver fand ich zum größten Teil verzehrt, und damit ist die Frage, ob der Bär seine eigenen Blutsverwandten anschneidet, endgültig entschieden.



Am Bärensee.

Tags darauf hatte ich in einem kleinen Komplex von Gestrüpp nicht weniger denn vier Bären festgemacht. Ich beschloß ein kleines Treiben zu versuchen mit Nicoly als einzigem Treiber und mir selbst als einzigem Schützen. Nicoly sollte mit schlechtem Winde in das Gehölz hinein gehen, während ich mich in einer Schlucht auf halber Höhe des Berges an einer Stelle anstellen wollte, wo die Bären meistens hinüber wechselten. Aber es sollte gar nicht zum Treiben kommen. Ich hatte meinen Stand noch nicht erreicht, als ich zwei Bären über mir im Schnee scharren sah. Die Tiere schienen beunruhigt zu sein, sie gingen auf und nieder, und eins von ihnen, die Bärin, erhob sich mehrmals auf den Hinterläufen. Sie schienen, wenn auch nicht meinen ganzen Wind, so doch hin und wieder einen Luftzug aus meiner Richtung zu erhalten. Ich legte mich, einen Strauch als Deckung benutzend, nieder und wartete, bis ich ungesehen näher kommen konnte; dann kroch ich auf allen Vieren voran, aber nur wenige Schritte, denn plötzlich äugte mich auf 8 Schritt ein andrer Bär an, dessen Herannahen ich aus meinem Versteck nicht hatte wahrnehmen können. Sehen und schießen war eins, und es war nun mein Glück, daß der Bär seine Todessprünge auf den Hinterbranten bergan machte, sonst wäre er in der engen Schlucht direkt auf mich gefallen; auf den zweiten Schuß brach er zusammen. Mittlerweile war einer der zuerst angebirschten Bären durch die Schlucht gerast und auf der andern Seite verschwunden; als ich aber gerade neue Patronen in meine Doppelbüchse geladen, kam der andre pleine chasse heran, und diesen konnte ich mit zwei Kugeln zur Strecke bringen. Ein vierter und fünfter Bär gingen weiter oben heraus, zu weit, um schießen zu können.

Das war endlich einmal eine Episode voller Reiz, denn bisher sind alle die Bären, die ich erlegt, gar zu einfach zur Strecke gekommen. Wie stark dieses Land mit Bären besetzt ist, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß wir in diesem Revier sieben Bären in vier Tagen erlegten; denn Radclyffe hat auch einen zur Strecke gebracht und einen gefehlt. Den Komplex,

auf dem sie fielen, schätze ich nicht größer wie 400 preußische Morgen. Am Ende des Fjords, in dem ich mich befinde, liegt ein großer See, Bärensee benannt, in den zahlreiche Gebirgsströme münden, und dessen Ufer sumpfig sind; dies ist ein idealer Platz für den Salm, der hierher zum Laichen kommt, und der bekanntlich von Mitte Juli bis zum Spätherbst die Hauptnahrung der Bären bildet. Diese scheinen



Radclyffes Abreise „Mit Gott ums Kap Shipunsky".

sich nun schon hier versammelt zu haben und warten der Leckerbissen, die da kommen werden; es ist aber noch reichlich früh für den Fisch, die Bären haben sich zu Tisch gesetzt, bevor serviert ist.

16. Juni. Durch das Los dazu verurteilt, hat Radclyffe heute die lange und beschwerliche Reise zurück nach unserm Lebensmitteldepot angetreten mit den beiden Russen und Schüßler, während ich mit Degen zurückblieb. Wir müssen unsre Lebensmittel haben und außerdem an dem verabredeten Punkte Instruktionen für den Kapitän der „Stepney" hinterlassen, wo er uns zu suchen hat. In

das Boot hat der Künstler Nicoly drei neue Planken eingesetzt und alle gebrochenen Streben ersetzt; das Boot leckt stark, aber es schwimmt doch wieder. Hoffentlich ist das Wetter diesmal günstiger wie bei der Herfahrt; denn ohne das kleine Boot, das immer noch am Lande liegt, kann man bei Sturm und starker Dünung über-



Nicoly mit einem von ihm erlegten Seehund.

haupt nicht landen. Man muß die Nächte auf hoher See zubringen, denn es gibt keine geschützten Buchten auf diesem Wege um das Kap Shipunsky.

Der Regen ließ bald nach, und dann folgte drei Tage lang ein Wetter, wie ich es noch nie zuvor erlebt. Es wehte ununterbrochen ein orkanartiger Sturm bei vollkommen klarem Himmel und herrlichem Sonnenschein; dabei trat jene merkwürdige Naturerscheinung zutage, welche ich in der Vollendung einmal in Kap-

stadt und häufiger in Alaska zu beobachten Gelegenheit hatte, nämlich daß die Wolken sich auf bestimmte Berge herablassen und hier gänzlich ruhig hängen bleiben, während über ihnen die Luft hinauf bis zum Firmament durchsichtig und klar ist. Rings um mein Lager herum und nur auf 1000 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel lagen die Wolken tagelang, anscheinend unberührt von dem



Unser Vorrat an Schaffleisch.

hier unten wütenden Sturm. Für den Seemann ist diese Erscheinung eine Warnung vor schlechtem Wetter; die Aleuten Alaskas wagen sich nicht hinaus, bis die letzte dieser Wolken verschwunden, und auch die seefahrenden Bewohner Kamtschatkas sind über die drohenden Gefahren unterrichtet.

Nach den herrlichen Tagen der Mitte des Juni mußte eine Reaktion kommen, das Wetter war zu schön, die Strecke zu groß gewesen. Es war wieder bitter kalt geworden; die Natur wollte uns wohl nicht vergessen lassen, daß wir uns in Sibirien befanden.



Auf der Reise wird das Wildpret der Schafe an einem Stock gebraten.

Die Sippe Petz schien das viele Schießen nun doch endlich übel genommen zu haben; fünf Tage lang ließ sich kein Bär blicken, dann sah ich wieder zwei, aber auf unerreichbaren Höhen.

Das Boot ist nun schon acht Tage fort; bei diesem Winde ist keine Aussicht vorhanden, daß es bald zurückkehrt; unsere wenigen Lebensmittel gehen rapid zur Neige, besonders das Schaffleisch, und ich habe Nahrungssorgen. Schon seit 14 Tagen haben wir keinen Zucker mehr, ein Lebensmittel, nach dem der Körper bei völliger Enthaltsamkeit von alkoholischen Getränken stark verlangt. Alle diese Umstände machten das Dasein nicht besonders erfreulich; langsam und eintönig schlichen die langen Tage dahin, bis plötzlich wieder Leben in das Lager kam. Ich war gerade im Begriff, einige mutton chops in der Pfanne zu braten, da sehe ich, nur wenige Schritte entfernt, mein Zelt in hellen Flammen stehen, gerade am Eingang, wo der Zeltofen stand, die Ursache des Brandes. Des starken Sturmes wegen hatte ich die Pflöcke tief in die Erde gerammt, und diese boten nun meinen verzweifelten Anstrengungen, von hinten in das Zelt zu gelangen, den größten Widerstand. Es hieß vor allen Dingen die Patronen, die mit dem Dynamit ähnlichen Corditpulver geladen waren, herauszubringen, um eine große Explosion zu vermeiden, und dies gelang mir auch bis auf eine, deren Kugel sausend durch die Lüfte ging. In wenigen Minuten war das Zelt niedergebrannt und mit ihm meine sämtlichen Kleider bis auf wenige Ausnahmen; alte Freunde, wie ein Pelz und Regenrock, die mich seit Jahren begleitet hatten, fanden ihren Untergang.

Die geradezu verzweifelte Situation — konnte ich doch bei dem Brande alle meine Patronen und Gewehre, kurz alles, was ich besaß, verlieren — hatte dank Degen auch ihre heitere Seite. Dieser hatte natürlich prompt den Kopf verloren, und als ich mich nach ihm umsah, nachdem es mir gelungen war, das Zelt zusammenzubrechen, um die Flammen zu ersticken, bemerke ich meinen Freund in einiger Entfernung, mit meinem brennenden Regenschirm einen Indianertanz aufführend. Als ich ihn später in aller Ruhe fragte,

warum er denn mit dem brennenden Schirm solch merkwürdige Evolutionen ausgeführt habe, anstatt mit zu löschen, meinte er, der Schirm hätte sich besonders gut dazu geeignet, Gegenstände aus dem brennenden Zelt herauszufischen, da er eine Krücke habe, deren Wert, zumal bei den explodierenden Patronen, nicht zu unterschätzen sei.

Angeschürt durch den orkanartigen Wind, hatte nun auch die Heide und das mich umgebende Gestrüpp Feuer gefangen; Gott sei



Nach dem Brande.

Dank blies aber der Wind aus der Richtung der übrigen Zelte; das Feuer mußte aber trotzdem gelöscht werden, denn der Wind konnte sich drehen. Degen schleppte Wasser herbei, während ich mich mit einer langen Stange bewaffnete und mit dieser auf das Feuer einhieb. Nach Verlauf einer Stunde waren wir des Feuers Herr geworden, und ich war um eine Erfahrung reicher. Diese Reise ist entschieden reich an Abwechslungen, zunächst Schiffbruch, dann Feuer, was wird wohl noch kommen?

So dachte ich gerade, da sah ich meine beiden Russen zu Fuß von den Höhen herab auf mein Lager zukommen, und verabredetermaßen sollten sie nur dann über Land zurückkehren, wenn das Boot untergegangen war. Noch bevor sie auf Sprechweite heran waren, sah ich aber zu meiner hellen Freude an ihren lachenden Gesichtern,



Kapitän Radclyffes Strecke vor dem Frühstück am 20. Juni.

daß nichts vorgefallen war. Freund Radclyffe sandte sie vielmehr mit einigen Lebensmitteln herüber, um zu rapportieren. Die Leute waren 14 Stunden marschiert, denn das Boot hatte sich während eines Sturmes in die Bechevinskaya-Bucht flüchten müssen, wo unser erstes Lager war. Einige Lebensmittel hatten sie über Land nach der Bechevinskaya-Bucht von dem Depot herbeigeschafft, denn dort hatte das Boot der Brandung wegen nicht landen können. Radclyffe schreibt mir, daß er einen kapitalen Bären und drei ebensolche Schaf-

böcke erlegt hat, und ich habe mich entschlossen, mit den Russen zurückzugehen und Degen hier zu lassen, denn ich habe ja erst ein gutes



Schüßler mit Kapitän Radclyffes bestem Schaf.

Schaf erlegt, und hier sind keine zu finden. Früh am Morgen des 25. Juni trete ich mit meinen Leuten die Reise über Land nach der

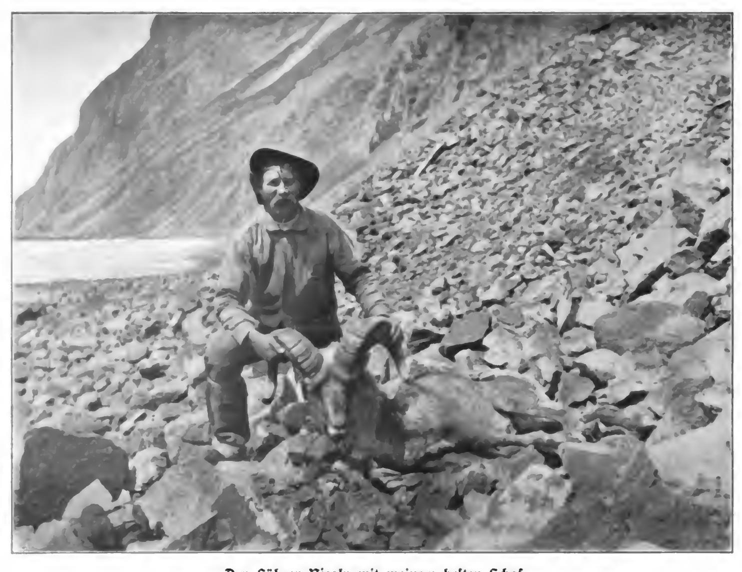
Bechevinskaya-Bucht an, nicht ahnend, daß dieser Marsch der längste und beschwerlichste meines Lebens sein würde. Wir legten 42 km in elf Stunden, inkl. einer Stunde Rast, zurück; unterwegs hatten wir zwei Wasserscheiden zu übersteigen. Das Terrain bestand zum größten Teile aus Sumpf, dann aus Sand an der Meeresküste und der Rest aus Erlen- und Fichtengestrüpp. In die See vorspringende Felsen erschwerten das Weiterkommen. An diesen Stellen hoben wir den ersten Mann, einer auf den Schultern des andern stehend, hinauf und wurden dann unsererseits an einem Seil nach oben gezogen.

Eine dieser Zirkusproduktionen beäugten mit großem Interesse und in unmittelbarer Nähe sechs starke Schafböcke, von denen ich einen erlegen konnte. Während meine Leute das Tier zerlegten, ging ich langsam, mit gesenktem Blick, am Ufer der See entlang, um Muscheln zu sammeln. Auf einen Pfiff wandte ich mich um und sah Nicoly in meine Richtung zeigen; sehen und staunen! Vor mir steht auf 120 m ein Prachtbär und äugt mich an. Ich mache kehrt und laufe auf meine Büchse zu, die ich unverzeihlicherweise hatte liegen lassen, und von der ich mich etwa 300 m entfernt hatte. Der Bär hinter mir her in großen Lançaden. Wie ich die Patronen aus dem Rucksack nehme, steht der Bär auf den Hinterbranten vor mir, wirft sich dann plötzlich herum und ist, noch ehe ich feuern kann, in dem nahen Gestrüpp verschwunden auf Nimmerwiedersehen. Der Bär hatte angenommen, könnte man glauben, aber nichts wäre irriger; das Tier wollte lediglich seine Neugierde befriedigen und flüchtete in demselben Moment, wo es meinen Wind bekam; denn dies war der Fall, als der Bär sich aufgerichtet hatte. Fatales Pech, denn es war ein sehr starkes Exemplar mit isabellenfarbenem Pelz.

Von der Bechevinskaya-Bucht fuhren wir zu dem Lebensmitteldepot und schlugen dann an einer Stelle, wo die Brandung durch vorgelagerte Felsen etwas abgeschwächt war, das Lager auf. Unterwegs sahen wir drei starke Schafböcke auf den Klippen stehen;

wir warfen den Anker aus und ließen das Boot langsam mit der Flut an die Küste gleiten. Nicoly wollte mich auf den Schultern durch die Brandung an Land tragen; gerade als ich aufgesessen war, kam aber eine große Sturzwelle, die beiden Ruderer mißverstanden ein Kommando, kurz, Nicoly verlor den Boden, sank unter und ich mit ihm. Wir rangen nun eine ganze Weile, uns gegenseitig immer wieder unter Wasser tauchend, bis ich schließlich als erster Fuß faßte und meinem Leidensgefährten auf die Beine helfen konnte. Mit einem Liter Seewasser im Magen, das mir übrigens vorzüglich bekam, lief ich nun auf dem Lande auf und ab, um das Blut in Zirkulation zu halten, denn es dauerte geraume Zeit, bis ich einige Kleidungsstücke von Freund Radclyffe zugeworfen bekam zum Wechseln. Außer meiner Büchse, die Nicoly umgehängt hatte, nahm diesmal auch mein Zeiß-Glas an dem Bade teil; es füllte sich ebenso wie die Büchse mit Wasser und Sand. Nach einer liebevollen Behandlung sind aber die beiden Preziosen wieder instand; denn mit dem einen konstatierte und mit dem andern erlegte ich schon am nächsten Tage einen kapitalen Schafbock. Ich hatte den Bock auf einer Höhe von 2000 Fuß weidwund geschossen, und das Tier ging schwer krank den steilen Hang hinab dem Meere zu. Als es meinen Blicken entschwunden war, überlegte ich lange mit Nicoly, ob wir wohl imstande wären, ihm zu folgen, ohne von den unseren Schritten sicher folgenden Felsstücken erschlagen zu werden. Einen andern Weg zu meinem Wild gab es nicht, so nahmen wir uns gegenseitig bei der Hand und rasten, tief in das Steingeröll einsinkend, mit vielen zentnerschweren Felsblöcken um die Wette zu Tal. Mit betäubendem Getöse schien der ganze Berg auf uns niederzukommen; wir wurden in eine Staubwolke gehüllt und konnten nicht mehr vor uns sehen, gelangten aber schließlich nicht erheblich beschädigt am Gestade an, wo der Bock verendet lag.

Vor dieser Reise habe ich in der Natur für nichts mehr geschwärmt, wie an der See der Brandung der Wogen zu lauschen; ich habe das Meer geliebt, heute hasse ich es. Wer dieses Element



Der Führer Nicoly mit meinem besten Schaf.

nur von der Terrasse des Hotel de la Plage oder von Bord eines transatlantischen Dampfers kennt, macht sich keinen Begriff davon, welche Tücken und welche ungeheure Kraft es in sich birgt. Zum ersten Male in meiner Erfahrung hat auf dieser Expedition die Jagd-Frage wieder und wieder in den Hintergrund treten müssen, verdrängt von der Existenzfrage. Manchmal sitzen Radclyffe und ich stundenlang beisammen und beraten, nicht, wie und wo wir



Beim Brotbacken am Bärensee.

die Bären und Schafe jagen wollen, sondern wohin wir uns am besten wenden, um nicht Schiffbruch zu leiden. In dem gänzlichen Mangel an geschützten Buchten liegt die Gefahr; selbst die Bechevinskaya- und Marsovya-Buchten sind zu groß, um einem Ruderboot Schutz zu bieten, und der Rest der Küste besteht aus Klippen und Felsen, an denen unser zerbrechliches Fahrzeug bei jedem Flottmachen Gefahr läuft zu zerschellen. Je näher der 15. Juli rückt, der Tag, an dem wir die „Stepney" erwarten, je mehr muß uns die Frage beschäftigen: wie bringen wir unsre

Trophäen und Ausrüstung an Bord des Dampfers, von dem wir nicht die geringste Hilfe erwarten können. Wir haben beschlossen, einen Teil in der Bechevinskaya-Bucht zurückzulassen und dann wieder um das Kap Shipunsky nach dem Bären-See zu fahren, wo ein kleiner Fluß uns bei hohem Wasser erlaubt, das Boot an einer guten Stelle zu verankern, während wir hier nach jeder



Beim Salmfang.

Landung das schwere Schiff am Lande bergen müssen. Zwei Tage brachten wir je elf Stunden auf dem Wasser zu, um diese Reise auszuführen.

Im Lager am Bären-See angelangt, empfingen uns zwar längst erwartete, aber ungebetene Gäste, die Moskitos; sie hatten aber zum Trost die Lachse mitgebracht, die nun die Flüsse hinaufziehen, um zu laichen. Ebenso wie die Indianer Amerikas fangen auch hier die Russen die Fische um diese Jahreszeit vermittels eines

Speeres; das Fleisch des Fisches ist auch ebenso trocken und geschmacklos wie bei dem Salm der amerikanischen Küste, der sich wirklich zu nichts anderm eignet wie als Stilleben gemalt zu werden.

In den nächsten Tagen erlegte ich einen Bären am Ufer des Bären-Sees; dann machte ich eine Exkursion der Küste entlang, fand aber keine Bergschafe. Die Tiere haben die niederen Berge an der See verlassen und sind ins Innere auf die Höhen gezogen, wo sie auf unerreichbaren Plateaus den Sommer zubringen. Meine Mission in diesem Lande ist zu Ende, die Schafe haben sich dem Bereich meiner Büchse entzogen, und die Bärenfelle fangen an, wertlos zu werden, da die Winterhaare jetzt stark ausfallen. Ich machte noch eine Exkursion nach einer nicht fern gelegenen Bucht und überraschte beim Lachsfang zwei Bären, auf die ich Dublette machte. Die Felle sind aber nicht mehr verwendbar, nur die Köpfe weisen einen dichten Haarwuchs auf. Auf dem Heimweg hatten wir wiederum einen Kampf mit der See zu bestehen. Bei völliger Windstille waren wir ausgefahren, dann sprang mit der Plötzlichkeit des Föhn eine Brise auf, die schnell zum Sturm anwuchs, und drei Stunden mußten wir mit den Wellen ringen, um das Lager zu erreichen. Wären wir nur kurze Zeit später abgefahren, dann hätten wir überhaupt nicht landen können, unser Ziel wäre des Windes wegen unerreichbar gewesen, während in der Bucht, aus der wir kamen, die Brandung das Boot an der Küste zerschmettert hätte. Das Wetter wechselt hierzulande ebenso schnell wie die Temperatur, die in wenigen Stunden von einer Gluthitze zu bitterer Kälte umschlägt; man muß stets auf alles gefaßt sein. Ich sehne jetzt die in acht Tagen fällige „Stepney" herbei, um aus diesem Lande fortzukommen; denn die ewig konträren Winde und das viele Mißgeschick zur See sind imstande, auch dem Mutigsten das Herz zu brechen.

Nicht unerwähnt darf ich die Qualen lassen, welche die Insekten uns nun bereiten. Da sind zunächst die Moskitos, die buchstäblich in unzählbaren Milliarden auftreten, um uns die Freude am Dasein und an der Natur zu verderben. Ihnen zur Seite arbeiten die



Im Juli am Bärensee.

großen Pferdefliegen, von denen Radclyffe sagt, sie sind so groß wie Kaninchen, und Degen behauptet, sie beißen wie die Hunde. Auch die Jagd verdirbt uns dieses Ungeziefer; denn ebenso wie über die Menschen fällt die Pest über die Tiere her. Ich habe Bären und Schafe beobachtet, wie sie sich zurück in das Strauchwerk stürzen, wenn die Blutsauger sich auf einer Blöße über sie hergemacht haben; die Bären bürsten sich am Ufer des Sees die In-



Ein von der Brandung durchbrochener Felsen am Eingang der Bärenbucht.

sekten mit den Branten aus dem Gesicht, bleiben nur kurze Zeit am Ufer und verschwinden dann wieder im dichten Gebüsch.

Unter diesen Umständen war unser aller Freude groß, als am 14. Juli, einen Tag vor der verabredeten Zeit, die „Stepney“ in unsre Bucht dampfte; noch größer wäre diese Freude gewesen, wenn Herr Storck nicht an Bord gewesen wäre. Ich sah mich in der Hoffnung, ihn abwesend zu finden, aufs bitterste enttäuscht, um so mehr, als er die Absicht hat, die ganze Reise nach Nome mitzumachen. Wir fuhren zunächst nach Petropavlovsk, um uns den Vorschriften

entsprechend beim Gouverneur abzumelden. Der Kurs ging dem Ufer entlang, das hier wie im Norden aus steilen, hohen Wänden, gebildet aus dunkelgraubraunen Massen basaltischen Gesteins, besteht. Bis zu 1000 Fuß ragen die Uferfelsen gen Himmel, vor denen zahllose Steine, Felsen und weit ins Meer sich erstreckende Riffe aus dem Wasser emporragen. Einige dieser isolierten Felsen haben die Größe kleiner Inseln, wie die Insel am Eingang der Bären-Bucht, welche durch den Anprall der Wellen vollständig zu einem großen Tor ausgewaschen worden ist. Auf diesen Felsen befinden sich die Brutstätten von Tausenden von Möwen, Alken und andern Wasservögeln, die sich bei unsrer Annäherung mit betäubendem Gekrächze und Geschrei in die Lüfte erheben.

Die Avatcha-Bucht, in deren nördlichem Teil in einem engen, kurzen, gegen Norden durch einen großen Süßwassersee begrenzten Tal die den stolzen Namen Peter und Paul-Stadt führende Hauptstadt Kamtschatkas liegt, bot jetzt einen weit lieblicheren Anblick dar als vor zwei Monaten. Die üppigen Wälder waren belaubt, die Hügel mit saftigem Gras und bunten Blumen bedeckt, die Glocken läuteten zur Sonntagsmesse, kurz ein Bild des Friedens, und welch ein Gegensatz zu den Nachrichten, die uns über den Fortschritt der Revolution in Rußland und die Greuel in Vladivosstock hier erreichten.

Für eine Stadt von so geringer Ausdehnung und Einwohnerzahl hat Petropavlovsk viele Denkmäler, die uns an seine Geschichte und den Besuch berühmter Männer erinnern. Auf der dem kleinen Hafen vorgelagerten Sandbank steht ein hübsches Denkmal, das den Kriegern zu Ehren errichtet worden ist, die im Jahre 1854 während des Krimkrieges den unerwarteten Sieg über die vereinigte englische und französische Flotte davontrugen. Auf der andern Seite der Bucht im Tarinska-Hafen sind die Gräber der gefallenen Feinde, unter denen sich der englische Admiral Price befand; ferner sind Erinnerungssäulen und Inschriften zu Ehren der berühmten Seefahrer La Perouse und Vitus Bering errichtet. Die Aussicht von dem Hügel, an dessen



Im Lager an der Bärenbucht: Degen, Nicoly, Kapitän Radclyffe, Verfasser, Schüßler.

Hang das Städtchen liegt, ist herrlich; die Avatcha-Bucht mit den sie umgebenden grünen Bergen gleicht einer Oase in der Wüste, die hier aus himmelragenden, mit ewigem Schnee bedeckten Bergkuppen besteht. In früheren Jahren erfreute sich der Peterpaulshafen einer größeren Bedeutung wie heutzutage, denn die Russen pflegten auf ihren Reisen um die Erde und nach den ehemaligen russischen Kolonien im nordwestlichen Amerika hier anzulegen. Als aber diese Kolonien an die Vereinigten Staaten von Nordamerika verkauft waren und die Russen das Amurgebiet in Besitz nahmen, wurde zunächst Nicolajefsk und dann Vladivosstock der Haupthafen des russischen Reiches im Stillen Ozean und Petropavlovsk geriet bald gänzlich in Vergessenheit.

Die wenigen Bewohner von Petropavlovsk machen einen zufriedenen Eindruck; sie scheinen äußerst träge und arbeitsscheu zu sein, denn selbst das Versprechen einer hohen Bezahlung konnte die Leute nur schwer veranlassen, für uns zu arbeiten. Der Fremde wird mit großer Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft empfangen, er wird fast von jedem auf der Straße gegrüßt, und es werden ihm in dem Hause, das er betritt, sofort Tee, Zigaretten oder auch Bier und Champagner vorgesetzt. Während unsres Aufenthalts in Petropavlovsk sahen wir nicht einen einzigen Kamtschadalen, die Ureinwohner des südlichen Kamtschatka; sie kommen nicht zur Küste, sondern wohnen mit ihren Renntierherden im Innern des Landes, zumal an den Ufern des Kamtschatkaflusses. Durch die schlechte und rücksichtslose Behandlung, welche diesem Volke durch Generationen von seiten der russischen Beamten zuteil geworden ist, sind sie eingeschüchtert und mißtrauisch geworden und meiden die Stätte, wo ihre Bedrücker sich aufhalten.

Meine Absicht, in Petropavlovsk Felle zu kaufen, besonders Zobel, sah ich durch die enormen Preise vereitelt; die Händler verkauften nur hundert Felle zusammen, gute und schlechte durcheinander, und verlangten für ausgesuchte dunkle Zobel dieselben Preise wie die Pelzhändler daheim. Von meinem Führer Nicoly erstand ich ein

schönes Seeotterfell, welches er im Frühjahr am Kap Lopatka erlegt hatte. Eine solche Gelegenheit bietet sich sehr selten, denn die Regierung hat den Abschuß dieses wertvollen Tieres für sich reserviert und entsendet alljährlich sieben Leute zum Kap Lopatka (außer den Kommandeur-Inseln, der einzigen Stelle an der asiatischen Küste, wo man die Tiere noch findet), wo sie 14 Ottern erlegen dürfen. Die Felle werden dann öffentlich versteigert, die Regierung behält die Hälfte des Erlöses, während die andre Hälfte an die Jäger fällt.

Das Kap Lopatka, die äußerste Südspitze der Halbinsel Kamtschatka, wird beständig von Kosaken bewacht, um die Japaner, die hierher wilddieben kommen, fern zu halten. Während des russisch-japanischen Krieges nun hatte der Gouverneur von Petropavlovsk keinen Dampfer, um die Kosaken in Lopatka abzulösen, und da diese nicht zurückkehrten, entsandte er Nicoly mit zwei andern Leuten dorthin, um sich über das Schicksal der Kosaken zu vergewissern. Zur Belohnung erlaubte er ihnen, einen Seeotter zu erlegen und für sich zu behalten. Die Expedition traf die Kosaken alle wohlbehalten an; sie hatten neun japanische Wilddiebe zur Strecke. Die Seeottern sind aber so gut wie gänzlich ausgerottet, da die Russen seit dem Kriege keine Schiffe mehr haben, um Lopatka zu bewachen, und die Japaner jetzt leicht von den Kurilen-Inseln hinüber segeln können, um ihrem Diebeshandwerk obzuliegen. Herr Storck hatte mich gebeten, keine Felle zu handeln, um ihm nicht die Preise zu verderben; dagegen hatte er versprochen, mir einige Felle abzulassen. Wie in so vielen andern Fällen, wurde er aber wortbrüchig, kaufte zuerst alle Felle auf, schickte sie über Japan nach Europa und entband mich dann großmütig von unserm Arrangement.





Mein fünfzehnter und letzter Bär.



Siebentes Kapitel.

Auf der Suche nach Walrossen. – Lebensweise der Kamtschadalen und Koraken.

Mit der Rückkehr nach Petropavlovsk hatte der erste Teil meiner Jagdexpedition sein Ende erreicht, und ich bin mit der Strecke, was Bären und Schafe anbelangt, zufrieden. Dem Verlust des kleinen Ruderbootes ist es zuzuschreiben, daß die Sammlung an Seesäugetieren und Vögeln für das Museum so klein ausgefallen ist; denn ohne dasselbe konnte ich nicht an die Felsen herankommen, auf denen sich diese Tiere ausschließlich aufhalten.

Es hieß nun zwischen Petropavlovsk und Nome, bis wohin die „Stepney" uns bringen sollte, Walrosse finden und erlegen. Trotz der eingehendsten Erkundigungen in Japan und Kamtschatka war es mir nicht gelungen, irgend jemanden zu finden, der Auskunft geben konnte, wo im Beringmeer die Walrosse sich um diese Jahreszeit aufhalten.

Als wir am Nachmittag des 15. Juli Petropavlovsk verließen, fuhren wir gänzlich ins Blaue hinein; ich ließ die „Stepney", die jetzt unter meinem Charter läuft, den Kurs nach Nordost nehmen, d. h. der Küste entlang. Als Dolmetscher habe ich einen Russen namens Vladimir engagiert, der gebrochenes Englisch spricht. Er soll von Nome aus mit der „Stepney" wieder nach Petropavlovsk zurückkehren. Wir liefen zunächst in die 467 Meilen entfernte Karaginsky-Bucht ein, wo ein kleines Dorf, Karaga, liegt, in der Hoffnung, von den Eingeborenen Auskunft über die Wal-

rosse erhalten zu können. Die Fahrt nach dieser Bucht war ebenso schwierig wie gefährlich, denn auf beiden Seiten derselben ist die Küste auf der Karte durch eine punktierte Linie angedeutet, d. h. sie ist geographisch noch nicht aufgenommen; die Bucht selbst war auf der Karte so verzeichnet, daß man sie kaum wiedererkennen konnte, und die Meerestiefen waren nicht angegeben. Trotzdem fuhr unser trefflicher Kapitän mit ganz geringer Geschwindigkeit und beständig lotend in die weite Bucht hinein und



Das Boot des Amtmanns von Karaga.

ließ zwei Meilen von Karaga entfernt den Anker nieder. Neben uns ankerten zwei japanische Segelschiffe, Seeräuber oder Wilddiebe, wie man will, die hier Lachse fingen und räucherten, und von denen man weiß, daß sie alles mitgehen heißen, was nicht niet- und nagelfest ist. Sie handeln allein durch das Fischen gegen die Gesetze, die Schiffe würden sofort gekapert werden; aber die Japaner wissen nur zu gut, daß das arme Rußland heute keine Schiffe hat, um seinen Gesetzen den nötigen Nachdruck geben zu können. Ich fuhr mit meinem Boot an den größten der beiden Segler heran, und ich glaube, daß der Kapitän, ein verabschiedeter

japanischer Marineoffizier, der vorzüglich Englisch sprach, erleichtert aufatmete, als er von uns erfuhr, daß wir harmlose Walroßjäger und keine Russen waren. Mittlerweile kam uns von Karaga ein Boot entgegen mit dem Amtmann des Dorfes, der Russisch sprach, und mit dem wir uns durch den von Petropavlovsk mitgebrachten Dolmetscher verständlich machen konnten. Er teilte uns mit, daß auf der unweit gelegenen Karaginsky-Insel vor sechs



Von links nach rechts: Der Amtmann von Karaga, zwei Koraken, zwei Kamtschadalen, im Vordergrund mein russischer Dolmetscher Vladimir.

Jahren das letzte Walroß erlegt und seither keines dieser Tiere mehr dort gesehen worden sei; er riet uns, weiter nach Norden zu gehen, zur Anadyr-Bucht und der Beringstraße.

Das Boot des Amtmanns war mit Eingeborenen bemannt, die zum Teil Kamtschadalen, zum Teil Koraken waren. Die Kamtschadalen bewohnen den größten Teil der Halbinsel Kamtschatka, nämlich das Land vom Kap Lopatka, der äußersten Südspitze, bis zum Ukoi-Fluß, der nur wenig südlich von Karaga fließt. Kenner dieses Volkes beschreiben uns dasselbe als harmlos und friedliebend;

nächst Faulenzen ist ihre größte Ambition, sich zu betrinken, denn auch bei ihnen, wie bei den meisten nordischen Völkern, ist das Branntweintrinken die vorherrschende Leidenschaft. Die Kamtschadalen haben ihre Wohnungen unter der Erde, d. h. sie graben ein großes Loch und fertigen aus Pfählen, die mit Rasen und Erde bedeckt werden, das Dach; in der Mitte wird eine viereckige Öffnung gelassen, die als Fenster, als Tür und als Rauchfang dient, darunter wird das Feuer gemacht, um das sich die ganze Familie lagert. Im Sommer verlassen die Kamtschadalen diese Wohnungen und bauen aus Pfählen und Strauchwerk leichte Hütten über der Erde in der Nähe des Meeres oder der Flüsse, wo sie Fische fangen, die ihre Hauptnahrung bilden. Die Männer sowohl wie die Weiber sind Sommer und Winter vom Kopf zum Fuß mit Fellen, meist Renntierhäuten, bekleidet, die sie, nach dem furchtbaren Schmutz zu urteilen, nie ablegen. Ihre ursprüngliche Religion bestand hauptsächlich in Aberglauben kindlichster Natur; sie glauben an eine Auferstehung und ein ewiges Leben, in dem die Reichen arm und die Armen reich sein werden. Heute sind viele von ihnen zum griechisch-katholischen Glauben bekehrt, ihre Begriffe vom Laster und von der Tugend sind aber ganz unbestimmte.

Die Koraken bewohnen den großen Landstrich vom Ukoi- bis zum Anadyr-Fluß; sie sind zum Teil Nomaden, zum Teil fest angesessen und wohnen dann wie die Kamtschadalen in unterirdischen Hütten, während die nomadisierenden mit ihren großen Renntierherden im ganzen Land umherziehen, in Gegenden, wo es viel Moos gibt, die Hauptnahrung der Renntiere. Letztere repräsentieren das Nationalvermögen der Koraken, ohne diese Tiere könnten weder sie noch die andern Völker Lapplands und Sibiriens leben; denn das Renntier gibt ihnen Nahrung, Kleidung, das Haus, die Möbel, Utensilien und Transportmittel. Ihre Milch und das Fleisch bildet die Nahrung; das Mark und die Zunge sind Delikatessen; das Blut, mit dem Inhalt des Magens vermischt, repräsentiert ihr Lieblingsgericht, „Mangalla" genannt; die Eingeweide werden ge-

reinigt und, mit Fett gefüllt, als Wurst gegessen; aus der Haut fertigen die Leute Kleider, Betten, Zelte, Renntiergeschirre, Seile, Kordeln und Fischleinen, aus dem harten Fell der Vorderläufe werden vorzügliche Schneeschuhe gemacht. De Lesseps, der Gefährte des französischen Forschers de la Perouse, welcher die Sitten und Gebräuche der Koraken gründlich studiert hat, schildert uns dieses Volk wie folgt: „Die ansässigen und nomadisierenden Koraken haben in vieler Hinsicht große Ähnlichkeit miteinander; um so mehr befremdet die geringe Einigkeit oder vielmehr das Mißverständnis, das unter ihnen herrscht. Die nomadisierenden Koraken verdienen wegen ihrer Sitten nichts weniger als Hochachtung, denn sie sind falsch, mißtrauisch und geizig. Sie haben alle Laster der nordischen asiatischen Völker, aber nicht die Tugenden derselben; sie sind diebisch, argwöhnisch, grausam und kennen weder Wohlwollen noch Mitleiden."

Die Jagd und der Fischfang sind die gewöhnliche Beschäftigung der ansässigen Koraken, die sie indes nicht zu jeder Jahreszeit treiben können. In den Zwischenzeiten vergraben sie sich in ihren unterirdischen Wohnungen, schlafen, rauchen und betrinken sich. Die Koraken hassen die Arbeit und leben wie die Kamtschadalen von gedörrtem Fisch, ferner von Walfisch- und Seehundfleisch und -speck. Sie nähren sich auch von Vegetabilien und sammeln im Herbst verschiedene Arten von Beeren ein; aus einem Teil derselben machen sie Getränke. Ihre Leidenschaft für starke Getränke, welche durch den hohen Preis des Branntweins und durch die Schwierigkeit, ihn bei einer so großen Entfernung sich nach Wunsch zu verschaffen, noch mehr gereizt wird, hat sie darauf gebracht, ein ebenso berauschendes Getränk zu erfinden. Sie ziehen es aus einem roten Schwamm, der in Rußland als ein starkes Gift bekannt ist und daselbst in den Häusern zum Töten der Insekten gebraucht wird. Den Saft dieses Schwammes tun sie nebst einigen Früchten in ein Gefäß und warten kaum so lange, bis die Mischung klar geworden ist. Nun werden die Freunde des Besitzers ein-

geladen, und es gilt bei den Gästen gleichsam die Wette, wer dem Wirt das meiste von seinem Nektar austrinken kann. Das Gelage dauert einen, zwei oder drei Tage, bis der ganze Vorrat verzehrt ist. Um desto gewisser ihre Vernunft zu verlieren, essen sie öfters den erwähnten Schwamm ganz roh. Die Menschen suchen bei solchen Bacchanalen nur Vergessenheit ihrer selbst, gänzlich tierische Starrheit, Aufhörung ihrer Existenz. Das ist ihr einziger Genuß und ihr höchstes Glück.

Ihre Begräbnisse haben viele Ähnlichkeit mit den alten heidnischen Sitten, die auch bei verschiedenen rohen Völkern in Amerika gewöhnlich sind. Wenn ein Korake gestorben ist, so versammeln sich seine Anverwandten und Freunde, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Sie errichten dann einen Scheiterhaufen und legen einen Teil von den Reichtümern des Verstorbenen und einen Vorrat von Lebensmitteln darauf, z. B. Renntiere, Fische, Branntwein, mit einem Worte: alles, wovon man glaubt, er könnte es nötig haben, um die große Reise zurückzulegen und in der andern Welt nicht Hungers zu sterben. Ein nomadischer Korake wird von seinen Renntieren, ein ansässiger aber von seinen Hunden zum Scheiterhaufen gefahren oder auch von seinen Verwandten dorthin getragen. Der Verstorbene hat seine besten Kleider an und wird in eine Art von Sarg gelegt. Da nehmen denn die Angehörigen, mit Fackeln in der Hand, Abschied von ihm und verwandeln bald ihren Angehörigen und Freund in Asche. Man bedauert nur seine Abwesenheit, aber nicht eine ewige Trennung. Von Trauer weiß man nichts, und das Leichenbegängnis endigt mit einem Bacchanal der Familie, wobei die Dünste der Getränke und des Tabaks das Andenken an den Toten nach und nach ersticken. Den Witwen ist es nach Verlauf einiger Monate erlaubt, sich wieder zu verheiraten.

Die ganze Theologie der Koraken, welche auch die Tschuktschen haben und die die Kamtschadalen vor der Einführung der christlichen Religion hatten, beschränkt sich auf folgendes: sie erkennen ein



Unsre Strecke an Schafen und Bären.

höchstes Wesen an, das alle Dinge erschaffen hat. Nach ihrer Meinung bewohnt es die Sonne, die sie als den Palast, als den Thron des Herren der Natur ansehen. Die Quelle des Bösen ist ihnen zufolge ein böser Geist, der mit dem allgütigen Wesen die Herrschaft über die Natur teilt. Ihre Macht ist gleich; soviel das eine sich mit dem Glücke der Menschen beschäftigt, soviel sucht das andre sie unglücklich zu machen. Krankheiten, Stürme, Hungersnot, alle diese Geißeln kommen von ihm und sind Werkzeuge seiner Rache. Wegen des Schreckens, den diese drohende Gottheit in allen Herzen erregt, wird sie verehrt, und man bringt ihr Sühnopfer, die in neugeborenen Tieren, Hunden, Renntieren, den Primeurs von der Jagd und vom Fischfange, kurz in den Kostbarkeiten bestehen, die man hat. Es gibt keine Tempel, kein Heiligtum, worin die Anbeter dieses erträumten Gottes sich versammeln müssen; allenthalben kann man ihm Ehre erweisen. Er hört den Koraken, der allein in der Wüste zu ihm betet, sowie die ganze Familie, die sich seine Gnade zu erwerben glaubt, wenn sie sich in ihrer Jurte fromm berauscht; denn Trunkenheit ist bei diesem Volke eine Religionsübung und die Hauptsache aller Feierlichkeiten geworden.

Wir kehren nun wieder auf die „Stepney" zurück, obgleich ich gern am Lande einige zoologische Gegenstände gesammelt und Photographien aufgenommen hätte; wir hätten dann aber der einbrechenden Dunkelheit wegen bis zum andern Morgen bleiben müssen. Wir lichteten wieder Anker und nahmen Kurs direkt nach Anadyr.

Mittlerweile habe ich mit Herrn Storck wieder manche Lanze gebrochen; er weigert sich jetzt, uns bei der Walroßjagd, wie versprochen, behilflich zu sein und uns einen Teil des Schiffes zum Präparieren der eventuell erlegten Walrosse zur Verfügung zu stellen. Die beiden Motorboote, welche wir auf der Jagd benutzen sollten, weigern sich noch immer zu laufen, obgleich der erste Maschinist sie leicht instand setzen könnte; er will aber Herrn Storck



Auf der „Stepney“: Degen, I. Offizier, Kapitän Radclyffe, Schüßler, Verfasser, Kapitän Irving, Storck.

den Gefallen nicht tun, da er, wie die ganze übrige Mannschaft des Dampfers, mit ihm in Feindschaft lebt. Amüsante Zustände! Zu essen gibt es nur noch Konserven und gesalzenes Schweinefleisch, während einige Gänse und Hühner anscheinend für festliche Gelegenheiten aufbewahrt werden. Als das Schiff, während wir jagten, in Hakodate war, ist der zweite Offizier und die ganze chinesische Mannschaft desertiert. Letztere wurde verhaftet und gefesselt an Bord zurückgebracht; bei Nacht und Nebel kniffen die Himmelssöhne aber wieder aus, was ich ihnen gar nicht verübeln kann. Die jetzige Mannschaft besteht ausschließlich aus Japanern, die zum ersten Male auf See sind. Der eine ist seines Zeichens nach Friseur, der andre Rikshah-Kuli, wieder andre Hafenarbeiter, alle im Alter von 13—19 Jahren. Diese Burschen einen Dampfer steuern zu sehen, ist eine wahre Freude; wenn wir unsre Zickzack-Fahrlinie auf einer Karte einzeichnen könnten, würde man es nicht für möglich halten, daß so etwas unter der stolzen britischen Flagge im Beringmeer herumzugondeln wagt. Diese Japaner sind Gemütsmenschen im wahren Sinne des Wortes. Sie haben kein Vertrauen in unsern braven Kapitän, und wenn dieser von der Brücke dem Steuermann einen neuen Kurs zubrüllt, läuft letzterer flugs ins Kartenzimmer, um sich zu überzeugen, ob es auch richtig ist. Aber unser Kapitän weiß sich zu helfen; wenn die kleinen Kerle gar zu renitent werden und immer aufs Land zu steuern, dann springt er von der Brücke herunter und tritt seinen Steuermann so lange in die Seiten, je nachdem er Steuerbord- oder Backbordrichtung will, bis der Japse sein Rad in der gewünschten Richtung dreht. Der neue zweite Offizier ist ebenfalls ein Japaner, der kein Wort Englisch spricht oder versteht und mit dem der Kapitän sich nur durch die Zeichensprache verständlich machen kann. Ich muß letzterem meine Bewunderung aussprechen, daß er mit solch einer Mannschaft schon soweit gekommen ist.

Das Wetter ist herrlich, klarer Sonnenschein bei ziemlich niedriger Temperatur; die Küste kommt nur dann und wann zum Vorschein,

wenn wir uns einem vorspringenden Kap nähern. Bis zu 3000 Fuß hohe Berge bilden hier das Ufer, sie fallen schroff ab ins Meer und sind ganz mit Schnee bedeckt, eine herrliche Szenerie, aber zu weit entfernt, um sie auf die Platte zu bringen. Am Nachmittage des 21. Juli fuhren wir am Kap Navarin vorüber, einer Stelle, wo vor einigen Jahren die Bergschafe am Meeresufer gesehen worden sein sollen, und nur zu gerne wäre ich an Land gegangen, denn es ist möglich, daß dieses Schaf nicht das Ovis novicoli Süd-Kamtschatkas ist, sondern eine andre vielleicht noch nicht entdeckte Art. Aber an Landen war nicht zu denken, keine Bucht, keine Karte, welche die Tiefen angab, dazu eine starke Brise, die eine hohe Brandung zur Folge hatte. Die Temperatur schlug plötzlich von angenehmer Wärme zu bitterer Kälte um; im allgemeinen habe ich aber Sibirien bis jetzt viel wärmer gefunden, wie ich erwartet hatte.

Am folgenden Tage dampften wir langsam in die weite Anadyr-Bucht ein. Nicht weit vom Eingang sahen wir ein Zelt und einen Menschen. Anstatt zu landen, um den Mann nach der Lage der Ansiedelung zu fragen, die hier irgendwo liegen muß, aber auf der Karte nicht verzeichnet ist, fuhren wir weiter in der Richtung des Anadyr-Flusses. Die Tiefe des Wassers wurde, je weiter wir vordrangen, immer geringer, bis wir gezwungen waren, bei 13 Fuß (die „Stepney" hat einen Tiefgang von 12 Fuß) zu wenden, nicht zu früh, denn wenige Minuten später schon kratzte unser Kiel über den Sand. Mit Volldampf kamen wir wieder los und gingen nun zurück zu der Stelle, wo das Zelt stand. In demselben fanden wir drei Tschuktschenweiber, die hier mit Lachsfischen und Trocknen beschäftigt waren. Leider konnten wir uns mit ihnen nicht verständlich machen, da sie nur ihre Sprache und kein Russisch verstanden; nur mit den Armen zeigten sie stets in westlicher Richtung, woraus wir schlossen, daß ihr Dorf dort liegen müsse. Wir tauschten einige Lachse gegen etwas Kautabak ein, den die Schönen gierig in den Mund steckten und mit sichtlichem Behagen mit den Zähnen bearbeiteten.



Tschuktschen-Typen in Anadyr.

Bald darauf sahen wir einige von Menschen bewohnte Hütten, Jurten genannt, am Lande. Bei ihnen angelangt, fanden wir dieselben



Sommerwohnungen der Tschuktschen.

von einigen 20 Tschuktschen, Männern, Weibern und Kindern bewohnt, die uns sehr freundlich empfingen. Sie waren alle in Renntierfelle

gekleidet, aus denen auch die Jurten gefertigt waren. Man sieht auf den ersten Blick, daß dieses Volk erst wenig mit der Zivilisation in Berührung gekommen ist; der einzige Gegenstand, der auf diese hindeutete, war eine leere Konservenbüchse, auf der „Syrup" stand. Ich fand diese Tschuktschen für ein so weit im Norden lebendes Volk auffallend lebhaft, sie sprachen viel, und als ich versuchte, ein Walroß zu imitieren und sein Brüllen nachzuahmen, brachen alle in ein homerisches Gelächter aus. Wir fanden einen Walroßschädel, und auf ihn deutend zeigten sie immer nach Süden, wie vorher auch die Weiber des Zeltes schon getan; verständigen konnten wir uns aber auch hier nicht, da keiner ein Wort Russisch konnte. Ohne jede Schwierigkeit fand einer der Männer sich bereit, uns auf den Dampfer zu begleiten, um uns als Lotse zu dienen und die fahrbare Wasserstraße anzudeuten, durch die wir die Hauptansiedelung erreichen konnten; denn diese Hütten repräsentierten nur ihre Sommerwohnungen.

Zunächst führte dieser Mann den Dampfer weit in die Bucht hinaus, dann aber ließ er eine scharfe Wendung machen, und nach einigen Stunden befanden wir uns wieder an derselben Stelle, wo wir am Morgen bei Ebbe auf Grund geraten waren. Wir mußten wieder umkehren, da ein scharfer Wind von Osten eingesetzt hatte, und gingen in tieferem Wasser angelangt vor Anker. Es schien, als ob wir ohne zuverlässigen Lotsen die Ansiedelung nicht erreichen konnten, die uns der Tschuktsche als hinter einem 30 Seemeilen entfernten Kap gelegen bezeichnete; wir mußten dahin rudern oder segeln, um Information über Walrosse zu sammeln, und es entstand nun zwischen mir und Herrn Storck eine Auseinandersetzung, ob er diese beschwerliche Reise unternahm, da sie zur Navigation des Dampfers gehörte, oder ob ich hin mußte, indem diese Fahrt schon ein Teil der Walroßjagd war. Während ich darauf bestand, wie vorgesehen bis zur Mündung des Anadyr-Flusses gebracht zu werden, behauptete Herr Storck, wir seien dort angelangt, obgleich wir die Mündung gar nicht sehen können und sie wenigstens noch 30—40 Meilen ent-



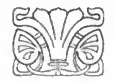
Tschuktschen unter einem aus Walroßhaut gefertigten Boot, links der Gouverneur von Nordost-Sibirien.

fernt sein muß. Daß es eine tiefe Wasserstraße zur Mündung gibt, ist sehr wahrscheinlich, da in früheren Jahren russische Schiffe nach Anadyr gegangen sind. Zudem hat unser Freund es versäumt, eine amerikanische Karte anzuschaffen, die es von dieser Gegend gibt, und auf welcher die Tiefen dieses weiten Busens unzweifelhaft aufgezeichnet sind. Ich würde gerne sofort mit meiner Jagdausrüstung aufbrechen in die Richtung, wo nach den Zeichen der Eingeborenen die Walrosse sein sollen; es hat aber gar keinen Zweck, die Tiere zu erlegen, wenn nicht der Dampfer in die Nähe der Strecke gelangen kann, da ich die viele hundert Pfund wiegende Haut der Walrosse nicht 40 Meilen und mehr in meinem Ruderboot zum Dampfer transportieren kann. Andrerseits kann der Dampfer nicht nach Süden fahren, da auf der Karte Sandbänke verzeichnet sind, während die Küste selbst nicht festgestellt ist.

Der Hauptzweck der ganzen Reise in dieses unwirtliche Land ist der, wenigstens zwei Walrosse für das Zoologische Museum in Berlin zu erbeuten und zum Ausstopfen zu präparieren. Die Tiere sind in keinem zoologischen Garten vertreten, und nur ein Exemplar befindet sich bis heute ausgestopft im Smithonian-Museum in Washington. Bemerkt sei hier, daß ich vom Walroß des Stillen Ozeans spreche, welches verschieden von seinem kleineren Stammesverwandten des Atlantischen Ozeans ist.

Noch bevor ich mich mit Herrn Storck einigen konnte, wer nach Anadyr fahren sollte, hatte der Wind sich zu orkanartiger Stärke entwickelt; eine Fahrt in einem kleinen Boote war ausgeschlossen, und wir waren gezwungen, ruhig vor Anker liegen zu bleiben. Zwei Tage lang wütete der Sturm und hielt uns auf dem Dampfer gefangen. Es waren trübe Stunden; Freund Radclyffe und ich saßen die ganze Zeit in der kleinen Kabine wie die Dachse in ihrem Bau, aus dem uns der Miniaturofen herauszuräuchern versuchte. Draußen brüllte der Sturm, es war bitter kalt, Regen und Schnee wechselten ab; dazu waren wir stark deprimiert, denn nach einer zehntägigen

Reise haben wir noch nichts über die Walrosse in Erfahrung bringen können. Als der Sturm endlich nachgelassen, machten wir den dritten Versuch, den Dampfer über die Untiefen zu bringen, und dieser gelang. Der Kapitän fand die Fahrtrinne, welche direkt am Lande vorbeiging, und im Laufe des Morgens warfen wir in der Mündung des Anadyr-Flusses, gegenüber der Ansiedlung Nowo Mariinsky, der Sommerresidenz des Gouverneurs von Nordostsibirien, den Anker aus.





Achtes Kapitel.

Tschuktschen und Eskimos. — Erfolglose Walroßjagd. — Nach Alaska.

Die Provinz Nordostsibirien umfaßt 400000 qkm, hat ungefähr 12000 Einwohner, von denen etwa 1000 Eskimos und der Rest Tschuktschen sind; die Hauptstadt ist Markowo, 800 km stromaufwärts am Anadyr-Fluß gelegen. In der Person des Gouverneurs Sokolnikoff fanden wir einen äußerst liebenswürdigen und wissenschaftlich hochgebildeten Mann, einen eifrigen Sammler zoologischer und ethnologischer Gegenstände, der uns, sich der französischen Sprache bedienend, zuverlässige Information über die Walrosse geben konnte, da er seit neun Jahren seine Provinz in allen Richtungen bereist hat. Schon seit dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges war kein Schiff mehr nach Anadyr gekommen, und der Gouverneur schien sich aufrichtig zu freuen, wieder einmal mit einem Weißen einige Worte austauschen zu können. Ihm verdanke ich 25 Vogelbälge aus dem Anadyr-Tal, die dem Berliner Museum sehr willkommen sein dürften. Außerdem erlegte ich zwölf Vögel verschiedener Art und erstand einen 130 Pfund wiegenden Mammutzahn, von denen man eine große Menge in diesem Teile Asiens findet. Das Dorf Anadyr besteht nur aus einigen Häusern und Jurten, letztere von Tschuktschen bewohnt, die hier ihren Vorrat an Fischen für den Winter fangen; denn auch hier gehen große Mengen von Lachsen den Fluß hinauf zum Laichen.

Der Gouverneur hatte die Liebenswürdigkeit, mir einige Auskunft über die Einwohner dieses Landes, die Tschuktschen und Eskimos, zu geben. Erstere unterhalten ebenso wie die Koraken große Renntierherden und benutzen die Tiere zum Transport, indem sie dieselben vor ihre Schlitten spannen. Diese abgerichteten Renntiere werden nicht nur mit vegetabilischen Stoffen gefüttert, sondern erhalten bei harter Arbeit auch Fische und Seehundfleisch als Nahrung



Zeichen der Kultur: Aus Zeltleinwand hergestellte Wohnung eines alten Tschuktschen; rechts: Zum Trocknen aufgehängter Salm.

und haben eine solche Ausdauer, daß sie bis zu 150 km an einem Tage zurücklegen können. Das Geschirr ist aus Renntierleder gemacht; statt des Gebisses sind auf der Stirn des Tieres spitze Knochen befestigt, die beim Anziehen der Zügel in die Haut dringen und das Tier bald zum Stehen bringen.

Trotzdem die Tschuktschen schon lange von den Russen unterworfen sind, stehen sie noch heute auf der denkbar niedrigsten Kulturstufe. Sie sind z. B. nicht intelligent genug, im Sommer, wenn Überfluß an Fischen vorhanden, genügend einzufangen, um im



Jung und Alt in Anadyr.



Zum Trocknen aufgehängter Salm am Anadyr-Fluß.

strengen Winter, wenn keine Nahrungsmittel zu haben sind, davon zu leben. Die russische Regierung hat deshalb in der Hauptstadt Markowo große Lagerhäuser gebaut und zwingt die Eingeborenen, diese im Sommer mit getrocknetem Fisch anzufüllen, um auf diese Weise der sonst unausbleiblichen Hungersnot im Lande vorzubeugen. Fremden



Hütte eines russischen Arztes in Anadyr, in der Mitte der 130 Pfund wiegende Mammutzahn, der sich jetzt im Königl. Museum in Berlin befindet.

gegenüber sind die Tschuktschen äußerst gastfrei; sie geben, was sie haben, schlachten ihr bestes Renntier und bieten Frau und Töchter zum Beischlaf an und fühlen sich schwer beleidigt, wenn dieses Anerbieten nicht angenommen wird. Ich würde mich einem solchen Anerbieten gegenüber, selbst auf die Gefahr hin, mir die Freundschaft dieser Leute zu verscherzen, stets sehr ablehnend verhalten, denn vor der Ausführung sind gewisse Formalitäten zu erfüllen; es wird eine Art Etiquette dabei beobachtet, die für uns Europäer zum

mindesten etwas Abstoßendes hat, aber für dieses, auf der allerniedrigsten Kulturstufe stehende Volk ganz charakteristisch ist.

Ebenso wie bei den Kamtschadalen und Koraken besteht auch bei ihnen die Sitte, daß alte Leute, welche nicht mehr arbeiten können



Wir folgen den Tschuktschen stundenlang segelnd auf der Suche nach Walrossen.

und ihren Angehörigen nur zur Last fallen, sich selber töten oder von ihren Verwandten getötet werden; letzteres ist besonders bei den Eskimos der Fall. Wird ein Kind unter ungünstigen Verhältnissen geboren, so tötet es die Mutter, oder man wirft dasselbe lebendig den Hunden zum Fraße vor; daher und aus der schlechten Pflege, die man den Kindern angedeihen läßt, erklärt sich die geringe Völkerzahl der Eingeborenen Sibiriens. Von einer Religion

kann bei ihnen gar nicht die Rede sein, sie haben keinen Gott, sondern glauben nur an böse Geister und Teufel, denen sie opfern, um Unheil von sich abzuwenden.

Von Anadyr fuhren wir direkt zu der nächstgelegenen Stelle, wo wir nach der Information des Gouverneurs Walrosse finden würden, nach dem Kap Meechken, der Westspitze einer dem Festlande vorgelagerten Sandbank am Eingang der Bucht zum Heiligen Kreuz. Uns dem Lande nähernd, sahen wir schon vom Dampfer aus eine aus 30 bis 40 Köpfen bestehende Walroßherde, die sich nahe am Ufer im Wasser tummelte. Wir landeten in der Nähe eines Tschuktschen-Dorfes, bemühten uns aber vergebens, den Eingeborenen klarzumachen, daß wir die Walrosse schießen und ausfindig machen wollten, ob, wann und wo die Tiere an Land gingen. Die Leute glaubten, man wolle mit ihnen handeln, und präsentierten sofort ganze Säcke von Zähnen frisch erlegter Walrosse; daß jemand sich der Mühe unterziehen will, diese Tiere zu töten, wo doch Überfluß an Zähnen da ist, können sie nicht glauben. Von letzteren kaufte ich ihnen für eine kleine Kiste Kautabak, 2 Pfund Tee und zwei alte Pfeifen 32 Stück ab, auf irgendeine Jagdproposition ließen sie sich aber nicht ein und ich gewann den Eindruck, daß sie uns sogar verhindern wollten, die Tiere zu jagen; kurz, der ganze Ton in dem Dorfe gefiel mir nicht, und die Walrosse waren inzwischen verschwunden; ich konnte mir nicht denken, daß sie in der Nähe der Ansiedlungen (es gab deren mehrere auf der Sandbank) an Land kommen würden, und beschloß, mein Heil an einer anderen Stelle zu versuchen.

Wir fuhren 40 Meilen in die Bucht zum heiligen Kreuz hinein und hatten kaum Anker geworfen, als zwei Boote mit Tschuktschen zu uns kamen, die nach langen Auseinandersetzungen anscheinend unsre Absicht zu begreifen schienen. Wir folgten viele Meilen weit ihren Booten, bis sie an einer Stelle landeten, wo sie mehrere Fetzen zum Teil schon verwesten Walroßfleisches aus der Erde gruben und roh verzehrten. Dann hießen uns zwei von ihnen zu folgen und die

Birsch begann am Ufer der See entlang über ein welliges Terrain, wir glaubten den Walrossen zu, die hier hinter einem Hügel versteckt am Lande liegen mußten. Nach einer Weile begannen unsre Führer, auf allen Vieren vorsichtig voran zu kriechen; wir näherten uns möglichst geräuschlos einem Steinhügel, die Büchsen waren geladen und gespannt, Radclyffe sollte links, ich rechts schießen. Da zeigte uns der vorderste Tschuktsche, vorsichtig seinen Kopf über den Kamm des Hügels erhebend, — einen Schwarm Enten und gestikulierte, wir sollten schießen; von Walrossen keine Spur. Es war zum Verzweifeln. Nach einem neuen verlängerten Parlaber schienen sie endlich die Situation erfaßt zu haben; wir stiegen wiederum in die Boote und ruderten, bis wir uns 22 Meilen vom Dampfer entfernt hatten. Schon unterwegs bemerkten wir, daß die Leute einigen in der Ferne gelegenen Jurten zusteuerten, und als wir gelandet hatten, brachten sie uns freudestrahlend einen Sack voll Walroßzähne, von denen ich ihnen acht für 24 Stück Kautabak abkaufte.

Nicht nur diese Wilden, nein, auch ganz gebildete Russen, wie die beiden, die wir in Kamtschatka mit hatten, können es nicht begreifen, daß man in dieses Land kommt, um die Tiere für wissenschaftliche oder Sportzwecke zu erlegen; denn wiederholt fragten mich die Russen: „Was bekommt ihr daheim für diese Bärenfelle und Schafköpfe?“ Sie nehmen es als selbstverständlich an, daß man, wie sie selbst, damit Handel treibt.

Wohl oder übel waren wir nun gezwungen, alle Hoffnung, uns mit den Eingeborenen verständlich zu machen, aufzugeben, und traten schleunigst den Rückweg zum Dampfer an, um nicht durch einen Sturm an der Rückkehr verhindert zu werden. Auf halbem Wege kampierten wir auf einer Sandbank und wurden hier gleich von etwa 20 Tschuktschen aufgesucht, die, wie alle übrigen, Walroßzähne gegen Tabak handeln wollten. Einige dieser Leute schienen intelligenter zu sein wie die bisher angetroffenen, so daß Radclyffe und ich beschlossen, den Versuch zu machen, ihnen durch eine große Pantomime unsre Absicht, die Walrosse selbst zu töten, klar zu



Tschuktschen in der Bucht zum heiligen Kreuz.

machen. Ich nahm zwei Walroßzähne, hielt mir dieselben unter das Kinn, begab mich mit Gummistiefeln in die See und kroch von dort unter lautem Brüllen langsam ans Land, wo ich bald einschlief. Radclyffe hatte inzwischen einen Birschgang imitiert, und mit dem Glase mich, das schlafende Walroß, gefunden. Er kroch vorsichtig heran; ich fiel auf seine Schüsse „peng, peng" tot hin und rollte über. Darauf zog Radclyffe ein Messer heraus und begann mir die Haut, aus meinem Rock bestehend, abzuziehen und mit Salz zum Mitnehmen zu präparieren. Das Fleisch erhielten alles die Eingeborenen, außerdem zwei Kisten Tabak, während die Eingeweide in die See geworfen wurden. Dieser Einakter hatte unter den Naturkindern stürmische Heiterkeit hervorgerufen; durch beständiges Kopfnicken bezeugten sie ihr Verständnis, am andern Morgen aber fanden sie sich wiederum mit den unvermeidlichen Walroßzähnen ein.

Die Tschuktschen scheinen von einer großen Wißbegierde resp. Neugierde besessen zu sein, denn alles, was man im Lager hat, wollen sie besehen und kosten. Da es hier nirgends Trinkwasser gibt, führen wir japanisches Mineralwasser in Flaschen mit, von denen ich eine den Leuten gab, und es war zu komisch, die Grimassen zu sehen, als die Kohlensäure ihnen beim Trinken die Kehle zuschnürte. Auch rohe Zwiebel hatten sie noch nicht gegessen, versicherten aber tränenden Auges, daß sie ganz vorzüglich schmecke. Ganz auffallend sind bei allen Tschuktschen die kleinen Füße und Hände. Obgleich viele von ihnen mich an Größe weit überragten, konnte ich nicht ein Paar Schuhe resp. Mokasins oder Handschuhe finden, das mir gepaßt hätte. Neben Walroßfleisch bildet Seetang im Sommer die Hauptnahrung der Bewohner der Bucht vom heiligen Kreuz. Die Menschen raffen den Tang vom Ufer auf und verzehren denselben meterweise ganz roh, dazu verwestes Walroßfleisch, dem wir uns nicht auf 50 Schritte zu nähern wagen; wenn man das sieht und riecht, kommen uns Zweifel, ob auch sie gerade wie wir menschliche Wesen sind.

Ihre Gräber schmücken die Tschuktschen mit Walroßzähnen, dem einzigen Wertgegenstand, den sie besitzen; ich fand deren mehrere, ein Zeichen, daß sie ihre Toten ehren wie wir durch das Errichten von Grabmälern auf den Friedhöfen. Obgleich die Tschuktschen durch ihre großen Renntierherden und im Sommer durch Walroßfleisch hinlänglich mit Lebensmitteln versorgt sind, so fangen sie doch mit Vorliebe Walfische, indem sie sich bei der Jagd wie die Europäer der Harpune bedienen. Den Speck dieser Tiere halten sie für einen Leckerbissen, und weil es ihnen an Holz fehlt, so gebrauchen sie den Tran als Feuerung. Aus den Gedärmen machen sie vorzügliche, wasserdichte Hemden und überziehen auch ihre Boote mit denselben.

Nachdem wir die Nacht auf Sand schlafend (eine härtere Stätte gibt es nicht, selbst Steine sind weich dagegen) verbracht hatten, brachen wir früh am Morgen das Lager, in dem es kein Wasser, kein Holz und kein Feuer gab, wieder ab und fuhren in der Richtung des Dampfers den Sandbänken entlang. Plötzlich hörten meine Gefährten deutlich die Stimme der Walrosse, ein dumpfes Brüllen, das wir zwei Tage zuvor am Kap Meechken kennen gelernt hatten, und ich steuerte sofort in die Richtung, aus welcher der Schall gekommen. Immer lauter wurden die Töne, ohne daß wir etwas von den Tieren sehen konnten, bis es uns klar wurde, daß die Herde sich auf der andern Seite der schmalen Sandbank befinden mußte. Wir stiegen an Land und sahen dann in der Tat etwa 40–50 Walrosse, die sich in der Nähe des Ufers im Wasser tummelten, laut brüllend und die spaßigsten Purzelbäume im Wasser schlagend. Wir zogen uns zurück und verankerten das Boot an einer Stelle, wo der Wind gut war, um den Walrossen Gelegenheit zu geben, zum Schlafen an Land zu kommen, wie dies ihre Gewohnheit sein soll. Einige von ihnen krochen auch wirklich gegen Mittag auf das sandige Meeresufer; unsre Hoffnung, nun endlich zu unserm Ziele zu gelangen, wuchs mit jeder Stunde. Da tauchten am Horizonte zwei mit Ttschuktschen bemannte Boote auf, deren

Insassen wahrscheinlich das Brüllen der Tiere gehört hatten. Zu meinem größten Schrecken landeten die Boote direkt gegenüber den Walrossen, dazu noch mit schlechtem Wind; sie holten eine alte Winchesterbüchse und Harpune hervor und wollten gleich auf die gelandeten Walrosse zustürzen. Nur mit großer Mühe und Energie gelang es mir, die Leute aus dem schlechten Wind heraus zu bringen und sie an ihrem Vorhaben zu verhindern; denn ich glaubte als Erstgekommener, berechtigten Anspruch auf die Jagd zu haben, und nahm deshalb die ganze Gesellschaft mit zu meinem Ankerplatz, wo ich sie quasi gefangen hielt.

Mittlerweile waren alle Tiere an Land gegangen, eines von ihnen weiter voran, während drei weitere in einiger Entfernung im Wasser blieben; diese waren die Ausguckmänner, die bei nahender Gefahr das Alarmzeichen geben. Wirklich glaubwürdige und auf eigener Anschauung basierte Information über das Wesen und die Gepflogenheiten der Walrosse hatten wir immer noch nicht erhalten; nur der Gouverneur von Anadyr hatte mir versichert, daß die Tiere bei ruhiger See, und zwar zur Zeit der Flut, an Land gehen, indem sie nach und nach mit dem steigenden Wasser höher hinauf kriechen, um dann bei eintretender Ebbe zu schlafen. Sie sollen oft tagelang (bis zu sieben Tagen), ohne Nahrung zu sich zu nehmen, am Lande bleiben, und am Ende dieser Periode besonders leicht zu erlegen sein, weil ein Umstand, den ich hier nicht wohl erwähnen kann, sie dann so in ihrer Bewegungsfähigkeit hindert, daß sie sich kaum von ihrem Lager erheben können, und sie fallen dann dem Jäger leicht zum Opfer. So lange konnten wir natürlich nicht warten, wir wollten aber die Flut zuerst gänzlich zurücktreten lassen, bevor wir zu Werke gingen, in der Hoffnung, die Tiere bei Ebbe vom Wasser abschneiden zu können.

Stundenlang beobachteten wir die Kolosse aus einer Entfernung von 800 Metern und sahen, wie sich die ganze Herde von Zeit zu Zeit aus einem uns unbekannten Grunde wieder ins Meer stürzte, um dann wieder an derselben Stelle an Land zu kommen; nie



Eskimohaus, Sommerwohnung.

gingen sie aber höher das Ufer hinan, wie die Brandung reichte. Die Gefühle, welche sich meiner während dieser langen Stunden bemächtigten, mögen denen eines Freiers ähnlich sein, bevor er seiner Auserkorenen den Heiratsantrag macht, denn der Ausgang der Attacke war ungewiß, und seit 14 Tagen war mein ganzes Sinnen und Trachten ausschließlich auf diesen Gegenstand gerichtet.

Es war mir geraten worden, die Walrosse nicht anzubirschen und aus der Distanz zu beschießen, sondern ihnen direkt zu Leibe zu rücken und die Schüsse aus nächster Nähe abzugeben. Radclyffe und ich birschten uns deshalb zunächst bis auf 50 Schritt heran und liefen dann, so schnell wir konnten, auf die Herde zu. Die Tiere müssen uns aber auf irgendeine Weise gewittert haben, denn als ich sie zu Gesicht bekam, wälzten sie sich schon zu einem dichten Knäuel geballt dem Meere zu. Ich gab meine beiden Kugeln (450—500 Doppelbüchse, Corditepulver und solide Stahlkugel) aus einer Entfernung von 20 m auf den massiven Hals eines Walrosses ab, das Tier brach vorne nieder, rollte dann aber weiter und verschwand im Wasser wie alle übrigen. Während nun das Rudel unter Wasser in die See hinaus ruderte, ging das angeschossene Tier, ein starker Bulle, seitwärts und zeigte seinen Kopf in kurzen Intervallen über Wasser, wie bei den Flußpferden ein sicheres Zeichen, daß er schwer krank war; denn die Tiere müssen in diesem Zustande öfter Luft schnappen, während ein Walroß in normalem Zustande bis zu 15 Minuten unter Wasser bleiben soll. (Für diese Behauptung möchte ich mich nicht verbürgen.) Es hätte nun keinen Zweck gehabt, nach dem Kopf zu feuern, denn verendet sinken die Tiere gleich auf den Meeresgrund. Es hieß ein Boot herbeischaffen, von diesem aus den Fangschuß geben und eine Harpune, deren sich die Eingebornen bedienen, auf das Tier bringen. Es dauerte aber eine ganze Stunde, bis die Tschuktschen mit einem Boot zur Stelle waren. Während dieser Zeit hatte sich ein zweites krankes Walroß, das Radclyffe beschossen, zu dem meinigen gesellt; beide blieben jetzt beständig an der Oberfläche,

und mit bloßem Auge konnte man das eine Tier Schweiß aus den Nüstern spritzen sehen. Als ich aber endlich mit vier Eingeborenen in dem Boot installiert war, konnte ich die angeschweißten Tiere nicht mehr sehen, sie waren unzweifelhaft verendet und gesunken. Zu meinem größten Erstaunen war nun die ganze Herde von der hohen See zurückgekehrt und schwamm grunzend und pustend um unser Boot herum. Ich hatte mich mit der Büchse im Bug desselben postiert, hinter mir stand ein Tschuktsche mit der Harpune in der Hand. Diese besteht aus einem knöchernen oder auch eisernen Widerhaken, der am Ende einer 3 m langen Stange befestigt ist. Am andern Ende befinden sich etwa 30 m aus Walroßhaut geschnittene Riemen, an denen ein aufgeblasener Renntier- oder Hundebalg hängt. Wenn die Harpune geworfen ist und Platz genommen hat, kann man an diesem schwimmenden Balg den Kurs des Tieres verfolgen.

Die Walrosse schienen sich vor dem Boot gar nicht zu fürchten, sie kamen in unmittelbare, ich möchte sagen, unheimliche Nähe desselben, wenn ich mich Nansens Erzählungen über diese Tiere erinnerte. Für alle Fälle entledigte ich mich meiner schweren Kleider und zog meine Stiefel aus; denn sollte es einem der Riesen gefallen, Ball mit dem kleinen, aus Walroßhaut gefertigten Fahrzeuge zu spielen, so wollte ich wenigstens imstande sein, zu schwimmen; lange kann der Mensch in dieser niedrigen Wassertemperatur ohnehin nicht leben. Der Tschuktsche gab mir allerlei Instruktionen, von denen ich natürlich kein Wort verstand; ich machte aber aus, daß ich aus nächster Nähe schießen sollte, während er nach dem Schuß die Harpune werfen wollte.

Die Jagd war ganz nach meinem Geschmack; die Aussicht, von einem angeschossenen Walroß an einer Harpunleine über die See gezogen zu werden, war sportlich äußerst verlockend. Während ich so dachte, detachierten sich plötzlich zwei Walrosse von einem nahen Rudel und kamen in voller Fahrt direkt auf das Boot zu. Ich zielte auf die Stirn des einen und drückte, aber die Büchse ging



Im Bau begriffenes Eskimohaus, Winterwohnung.

nicht los, sie stand auf „sicher". Nur wenige Fuß vom Bug des Bootes entfernt, tauchten die Tiere unter, und ich sah, wie meine eingeborenen Freunde lachend auf den Meeresboden zeigten, wo ich eine dunkle Masse sich bewegen sah. Gleich darauf gab ich einen Schuß auf den Nacken eines Walrosses aus unmittelbarer Nähe ab. Wohin die Kugel ging, weiß ich nicht; das Tier tauchte; an akkurates Schießen ist von einem Boot aus, in welchem vier Menschen beständig allerlei Bewegungen ausführen, nicht zu denken, von dem Wellenschlag gar nicht zu sprechen. Das Schießen nahm die Gesellschaft aber übel, es mußten etwa vierzig Stück um mich her gewesen sein; sie tauchten alle und kamen erst in weiter Ferne wieder zum Vorschein. Wir mußten nun auf der schmalen Sandbank ohne Schutz vor Wind und Wetter kampieren; es war ein trauriger Abend. Kein Walroß zur Strecke, die Chancen verdorben, der Regen ging in Strömen nieder.

Den Dampfer hatte ich weit draußen in der Bucht Anker werfen lassen, damit sein Rauch die Walrosse nicht vergrämen sollte, und als wir tags darauf versuchten, ihn rudernd zu erreichen, fanden wir der hohen See wegen den Weg zu weit und mußten wieder umkehren. Wir verbrachten den ganzen Tag in der Nähe des Ufers vor Anker bei andauerndem Regen, dem ein eisiger Wind zu Hilfe kam, um uns zu zeigen, welche Freuden Sibirien im Hochsommer dem Jäger zu bieten hat. Am Abend erreichten wir nach stundenlangem, angestrengtem Rudern die „Stepney", um eine bittere Enttäuschung reicher.

Die Tschuktschen erlegen die Walrosse am Lande mit Speeren, welche sie den Tieren in die Seite bohren, und seitdem sie in den Besitz von einigen Schußwaffen gelangt sind, auch mit diesen in Verbindung mit der Harpune in der eben beschriebenen Weise. Hätten unsre Kugeln das Herz, Gehirn oder das Rückgrat der Tiere erreicht, als wir sie zuerst beschossen, so wären sie sicher zur Strecke gekommen, aber in der Hatz und dem heillosen Durcheinander, in dem die Tiere ins Wasser stürzten, sind diese Stellen nur schwer zu

treffen; beim nächsten Renkontre sollen sie vorsichtig angebirscht und nach sicherem Zielen beschossen werden wie jedes andre Wild.



Sibirische Eskimos (Phot. Nowell).

Aber werden wir nochmals das Glück haben, sie am Lande anzutreffen?

Wir verließen nun die Bucht zum Heiligen Kreuz und gingen zurück nach dem Ostende der Sandbank Meechken, konnten hier aber der starken Dünung wegen nicht landen. Von hier aus dampften wir in die Providence-Bucht, in der eine amerikanische Gesellschaft eine Handelsstation unterhält, daher der englische Name der Bucht. Hier kamen wir zum ersten Male mit den Eskimos in Berührung, die im äußersten Nordosten Sibiriens die Ureinwohner bilden. Ihre Anzahl ist nur klein, der ganze Stamm zählt kaum 1000 Seelen, die, in neun Niederlassungen verteilt, auf dem asiatischen Kontinente wohnen. Männer und Weiber sind in Renntier- und Seehundhäute gekleidet, die behaarte Seite dem Körper zunächst, darinnen es von Ungeziefer wimmelt; sie kratzen sich beständig, und hat man einen Schmarotzer erwischt, so wird er zwischen die Zähne genommen und durch einen herzhaften Biß unschädlich gemacht. Auf der Höhe des Kopfes scheren sich die Männer eine große Tonsur, an den Seiten hängen die Haare in Strähnen wie Gardinenfransen herab. Die Mauern ihrer Winterhäuser bauen die Eskimos aus Walfischrippen, die in Abständen von zwei Fuß senkrecht in die Erde gesteckt werden. Die Zwischenräume werden mit Moos und Erde ausgefüllt, während das Dach meist aus Walroßhaut besteht. Die Sommerhäuser sind aus Fellen, die über ein Holzgestell gelegt werden, gefertigt.

Unterschiedlich von den benachbarten Tschuktschen sind die Eskimos der sibirischen Küste bereits in bedeutendem Maße mit der Zivilisation in Berührung gekommen durch die häufig hierher kommenden Walfischboote. Viele von ihnen sprechen Englisch, manche sind schon, von Walfischfängern mitgenommen, bis nach San Francisco gekommen, und die Folge dieser direkten Berührung mit den Weißen ist ihre rapide Degeneration. Die skrupellosen Mannschaften der vielen Walfischfänger haben große Quantitäten des denkbar schlechtesten Branntweins in das Land eingeführt, für den sie im Tauschhandel Walroßzähne und Tierhäute erhalten; sie haben die Eskimos mit Geschlechtskrankheiten bedacht, die sie früher nie gekannt, und

haben dadurch das gesunde und fröhliche Volk an den Rand des Abgrundes gebracht, in den sie unfehlbar im Laufe der Zeit allesamt stürzen müssen.

Einer der Eskimos erbot sich, uns in der Nähe des Eingangs zur Providence-Bucht Walrosse zu zeigen; er meinte, wir brauchten nur, Whisky trinkend, lange genug auf der Sandbank zu warten. Ich nahm seinen Vorschlag ohne den Whisky-Teil an. Als wir uns aber der Sandbank näherten, konnten wir der Brandung



Walfischrippen als Grabmonumente aufgeführt (Ka-y-ne-Insel).

wegen nicht landen. Ich ließ nun den Dampfer nach der Ka-y-ne-Insel fahren, der letzten Stelle, an welcher der Gouverneur von Anadyr Walrosse prophezeit hatte. Diese Insel liegt in der Beringstraße, unweit vom asiatischen Festlande, und ist ebenso wie die Heilige Kreuz-Bucht ein wahres Paradies für den Ornithologen. Es brüten hier Hunderte von Vögeln, zumal Seevögel und Enten, von denen die schöne Eiderente am stärksten vertreten ist. Ich fand viele Nester mit Eiern und kann mir nicht wohl erklären, wie die jungen Vögel, die jetzt, Anfang August, noch nicht ausgebrütet sind, leben können, wo doch in 6–8 Wochen hier schon



Abfahrt von der Ka-y-ne-Insel. Abschied von Asien.

der strenge Winter einsetzt. Die Ka=y=ne=Insel scheint in früheren Jahren ein beliebter Landungsplatz der Walfischjäger gewesen zu sein, denn auf Schritt und Tritt findet man die Knochen dieses Meeresriesen umherliegen. Von den ungeheuren Dimensionen dieser Tiere zeugen die Rippen, welche die Eskimos hier als Verzierung der Gräber ihrer Angehörigen senkrecht in die Erde gepflanzt haben.

Bewundernd stehen wir vor der Flora dieser Insel. Der Boden ist bedeckt mit Blumen in allen Farben, die ich noch nie zuvor gesehen und mit Namen nicht zu nennen weiß. Staunend stehen wir vor dieser Pracht und fragen uns, wie es möglich ist, daß diese Pflanzen zu einer so vollkommenen Entwicklung und Farbenpracht gelangen, nur wenige Meilen vom nördlichen Polarkreis entfernt, auf einem Boden, der noch vor einigen Wochen mit Schnee bedeckt war und auch jetzt erst nur wenige Zoll unter der Oberfläche aufgetaut ist. Wir finden hier auch heimische Blumen in großen Mengen, wie Vergißmeinnicht, Glockenblumen, Schwertlilien und viele andre; sie alle sind größer und weit intensiver in Farben wie daheim; daneben stehen Fettpflanzen mit zartrosa und himmelblauen kleinen Blüten, umrahmt von einer feinen Farnart.

Auf dem ersten Birschgange stießen wir auf eine Eskimofamilie, die damit beschäftigt war, einen ganz frisch getöteten Walroßbullen aus der Brandung an Land zu ziehen. Sie hatten dem Tier bereits den Kopf vom Rumpfe getrennt und die Flossen abgeschnitten; jammerschade, denn wäre ich nur wenige Stunden früher auf dem Schauplatz erschienen, dann hätte ich dieses Exemplar leicht für das Museum präparieren können.

Wir blieben drei Tage auf der Insel und patrouillierten gewissenhaft das Ufer ab; die Walrosse ließen sich nicht blicken. Um unsre Lage noch unerfreulicher zu gestalten, blies beständig ein starker, kalter Wind von Norden, es regnete, kein Baum und kein Strauch bot Schutz, es schien, als ob die Elemente uns aus Sibirien vertreiben wollten. Die Eskimos kamen uns im Lager besuchen, brachten aber

8*

nur vier Walroßzähne zum Handeln mit, woraus ich schloß, daß diese Tiere nur selten auf der Insel landen. Der Sturm ließ nicht nach, die Brandung war so stark, daß kein Walroß, ohne Schaden zu nehmen, hätte an Land kommen können. Die Zeit, auf welche ich den Dampfer gechartert hatte, war vorüber; laut Kontrakt mußte ich die Kohlen ersetzen, wenn ich noch länger fuhr, und die Kohlen kosten in Nome 80 M. pro Tonne. 24 Tage hatten wir auf der Suche nach Walrossen zugebracht und unsre besten Kräfte eingesetzt, um unser Ziel zu erreichen. Mangel an Information über den Aufenthalt der Tiere, gänzliche Unkenntnis ihrer Gepflogenheiten und der Art und Weise, sie zu jagen, tragen Schuld an dem gänzlichen Fiasko. Am Morgen des 3. August kehrten wir auf den Dampfer zurück, und gebrochenen Herzens gab ich dem Kapitän die Order, den Kurs nach Nome zu nehmen; die Expedition nach Sibirien hatte ihr Ende erreicht.

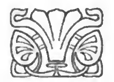
Wir glaubten, Nome in einem Tage erreichen zu können, hatten hier aber die Rechnung ohne das Beringmeer gemacht. Durch die Beringstraße blies von Norden her ein Orkan, die Wogen gingen in hohem Bogen quer über die arme „Stepney" hinüber, alles vom Deck wegreißend; wir mußten den Kurs ändern und gegen den Sturm halten, mit dem Resultate, daß wir uns am zweiten Tage am Kap Prince of Wales befanden, der äußersten Westspitze Amerikas und 120 Seemeilen von unserm Kurs entfernt.

Als ich meinen Fuß in Nome an Land setzte, glaubte ich erleichtert aufatmen zu können, bedeutete doch der Abschied von der „Stepney" auch die Erlösung von der geradezu unausstehlichen Gesellschaft des Herrn Storck; aber noch hatte sich dieser Freund uns nicht im vollen Lichte seiner Niederträchtigkeit gezeigt. Infolge einer Differenz bei der Abrechnung, die ich vor einem englischen Richter zu begleichen vorschlug, hielt er unsre ganze Bagage und die Trophäen auf dem Schiff zurück, eine gänzlich ungesetzliche Handlung, gegen die wir aber ohne deutschen und englischen Konsul ohnmächtig waren. Der amerikanische Richter, den ich über den Fall konsultierte,



Nome.

bezeichnete denselben als »a true case of blackmail«. Wir hätten durch die amerikanischen Behörden auf dem Wege der Klage in den Besitz unsres Eigentums gelangen können; das hätte aber mindestens drei Wochen Zeit in Anspruch genommen, und diese konnten wir nicht opfern. So kam es denn zu einem Kompromiß, bei dem ich entschieden den Kürzeren zog.



Zweiter Teil.

Alaska.





Neuntes Kapitel.

Geschichte und Entwicklung.

Alaska, abgeleitet von dem indianischen Wort Al-ak-shak, der große Kontinent, ist ein Land, von dem selbst die gebildete Welt Europas erst vor wenigen Jahren etwas erfahren hat. Als ich die großen Elchköpfe, welche ich 1903 in diesem Lande erlegte, in Berlin ausstellte und den vielen Fragern Auskunft über die Herkunft dieser Tiere gab, konnte ich auf manchen Gesichtern die unausgesprochene Frage lesen: Wo liegt Alaska?

Wenn wir unsre Aufmerksamkeit zunächst auf die Geschichte des Landes lenken, so finden wir, daß die Russen die ersten waren, die Alaska aufsuchten. Ihnen ist das Verdienst zuzuschreiben, zuerst im Stillen Ozean die Hand zum Bunde der größten Weltteile unsers Planeten gereicht zu haben, sowie Spanien die Ehre gebührt, der alten Welt den Weg zur neuen gezeigt zu haben. Die Geschichte Alaskas läßt sich in drei Perioden einteilen, nämlich in die der Entdeckungsreisen 1741—1784, die der russischen Herrschaft 1784 bis 1867 und die der amerikanischen Herrschaft. Schon im Jahre 1582 schickte der König von Spanien eine Expedition nach dem Norden des Stillen Ozeans, um festzustellen, ob Asien mit Amerika zusammenhänge oder ob sich zwischen den beiden Erdteilen eine Wasserstraße befände. Diese Forschungsreise entledigte sich nicht ihrer Aufgabe, obgleich sie die Küste Amerikas erreichte. Dann geriet Alaska fast zwei Jahrhunderte lang wieder in Vergessenheit; es liegen nur einige Berichte vor von Fahrten, welche die Spanier von Kalifornien

aus nach dem Norden unternahmen; diese sind aber meist phantastischer Natur. Auf Befehl Peters des Großen machte dann der berühmte Seefahrer Vitus Bering, eine Däne, 1725 seine erste Expedition nach dem nach ihm benannten Beringmeer, 1743 die zweite, und erst von diesem Zeitpunkte an haben wir bestimmte Nachrichten über die Nordwestküste Amerikas. Bering erlitt Schiffbruch und starb auf der unweit von Kamtschatka gelegenen Bering-Insel; der



Sibirische Küste.

Rest der Mannschaft aber, durch den Überfluß an Seesäugetieren vor Nahrungsmangel bewahrt, überstand die Beschwerden der Überwinterung und kehrte im folgenden Jahre auf einem aus den Trümmern des gestrandeten Schiffes erbauten Boote nach Kamtschatka zurück.

Durch Berichte, welche die heimgekehrten Seefahrer von dem Pelzreichtum der neuentdeckten Länder machten, wurden russische Kaufleute zu zahlreichen Handelsunternehmungen veranlaßt, welche, von Ochotsk ausgehend, sich zunächst nur auf die Aleuten-Inseln

beschränkten, dann aber von Insel zu Insel weiter nach Osten bis zur Halbinsel Alaska und den benachbarten Küsten des amerikanischen Festlandes ausgedehnt wurden. An verschiedenen Punkten, so auf der Insel Kodiak und in Nakutat, hatten diese Kaufleute ihre Niederlassungen und Kontore; hier liefen die Berichte aller übrigen Bezirke zusammen, und die ganze Ausbeute der Jagd wurde hier eingesammelt. Im Jahre 1798 wurde aus diesen einzelnen Unternehmungen die vereinigte russisch-amerikanische Kompanie gegründet, die ihren Hauptsitz in Kodiak nahm. Später dehnte die Kompanie unter der Führung des tüchtigen Direktors Baranow ihre Besitzungen weiter nach Süden aus, und Sitka, die heutige Hauptstadt Alaskas, wurde der Mittelpunkt der Kolonie. Im Anfang trieb man ein Tauschgeschäft mit den Eingeborenen, welche die wertvollen Felle von Seeottern und Seebären (Sealskin) gegen Lebensmittel, Werkzeuge und Luxusartikel eintauschten; später sind es Angestellte der Kompanie, die in Sitka und besonders auf der St. Paul-Insel im Beringmeer furchtbar unter den Seetieren aufräumen.

Nach und nach wurde es in Europa bekannt, welch ungeheuren Wert Alaska in Pelzen in sich barg, und wir sehen, wie die Engländer, Spanier, Franzosen und Amerikaner Schiffe dorthin entsenden und mit den Russen in einen friedlichen Wettkampf treten. Berühmte Forscher wie Cook, La Perouse und Vancouver besuchten das neue Land und lassen uns in den Besitz der ersten zuverlässigen Karten gelangen.

Die Russen haben in den ersten 20 Jahren des Bestehens der Kompanie viele Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen; erst um das Jahr 1818 herrschen geordnete Zustände. Alaska von der Bristol-Bucht bis hinab nach Sitka steht unter russischer Herrschaft. Die Anzahl der englischen und amerikanischen Fahrzeuge, die das Land aufsuchen, wird um diese Zeit immer größer; sie verteilen Feuerwaffen in großen Mengen unter die Eingeborenen, heißen sie damit die wertvollen Pelztiere erlegen und bereiten dadurch den Untergang des

Pelzhandels, auf dem die ganze Kolonie aufgebaut ist, vor. Vergeblich entsenden die Russen Kriegsschiffe, um der Einfuhr von Waffen zu steuern; in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts sind die Seeottern so gut wie vernichtet und alle Stämme ringsum so vollständig mit Gewehren versorgt, daß sie den Gebrauch ihrer alten Waffen ganz verlernt haben und ohne Flinte nicht mehr imstande sind, ein einziges Tier zu töten.

Wir haben hier ein eklatantes Beispiel, und es gibt deren noch viele andre, wo der Eingeborene, in den Besitz der Feuerwaffe gesetzt, das Wild des Landes vernichtet, dadurch den Wohlstand untergräbt und mehr noch, wie in diesem Falle, die Kolonie an den Rand des Verderbens führt. Und dennoch hat die Kolonialregierung daheim aus diesen Beispielen noch keine Lehre gezogen; immer weiter wandern unsre modernen Schnellfeuergewehre hinein nach Afrika in die Hände der Eingeborenen, die das schutzlose Wild damit vernichten und gegebenenfalls die Büchse auch gegen ihre Bedrücker zu verwenden wissen. Obgleich die Verhältnisse in Afrika anders liegen, da das Wild dort nicht wie damals in Alaska allein die Produktion des ganzen Landes repräsentiert, so möchte ich doch diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, als die wahren Wildzerstörer eines jeden Landes die Eingeborenen, irregeleitet durch eine mangelhafte Verwaltung, zu kennzeichnen und den Vorwürfen solcher Existenzen zu begegnen, die sich entweder durch die Strecken der Eingeborenen selbst bereichern oder sich über den wahren Sachverhalt gänzlich in Unkenntnis befinden, der Leute nämlich, die den Jäger oder Forscher für die rapide Abnahme des Wildstandes verantwortlich machen.

Man vergleiche mit diesen meinen Ausführungen die von C. G. Schillings in seinen bekannten Werken „Mit Blitzlicht und Büchse" und „Der Zauber des Elelescho" niedergelegten Ansichten: ich wiederhole, in der Hauptsache sind allerorten die irregeleiteten und nicht richtig beaufsichtigten Eingeborenen die eigentlichen Vernichter des Wildstandes, der Tierwelt! Diese Ansicht sollte um so

mehr gebilligt werden, als unter andern auch ein Mann wie Theodore Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten, und alle wirklichen Kenner der Wildverhältnisse der Erde in England, diesen Behauptungen ausdrücklich zustimmen. Der Wildstand fremder Länder ist so gut ein Bestandteil ihrer natürlichen Reichtümer, wie jede andre Erwerbsquelle, und man sollte, der alten Fabel folgend, nirgendwo in der Welt die Henne schlachten lassen, welche die goldenen Eier legt — auch nicht in unsern Kolonien — und am allerwenigsten von den Landstreichern — den Buren.

Infolge des Rückganges des Pelzhandels gingen die Einnahmen der Kompanie stark zurück; schlechte Verwalter gerieten in Streit mit den Eingeborenen, es gelangten viele Klagen über die Kompanie nach St. Petersburg, so daß die dortige Regierung sich im Jahre 1864 entschloß, die Privilegien der Kompanie nicht wieder zu erneuern und die Kolonie in eigene Verwaltung zu nehmen. Drei Jahre später schon verkaufte Rußland das ganze Territorium für die Summe von 7200000 Dollar an die Vereinigten Staaten von Amerika.

Nach dieser kurzen geschichtlichen Übersicht seien mir einige Worte über die Ureinwohner des Landes gestattet. Dank der Berichte des russischen Missionars Weniaminow, der Forscher Lütke, La Perouse, Cook, Vancouver, Holmberg und andrer, welche die Nordwestküste Amerikas vor 100 und mehr Jahren besuchten, wissen wir heute etwas von den Ureinwohnern jener Gebiete. Wer heute als Anthropologe Alaska besucht, findet dort ein ganz andres Volk vor wie jene Pioniere; denn durch die Berührung mit der sogenannten Zivilisation sind die Völker dieser Gegenden gänzlich umgewandelt worden, nur Bruchteile ihrer alten Sitten und Gebräuche haben sie sich bis auf den heutigen Tag bewahrt.

Die Bewohner Alaskas lassen sich in vier Stämme einteilen, die ihrerseits wieder in viele kleinere Stämme zerfallen, ein jeder mit verschiedener Sprache und verschiedenen Gewohnheiten: die Eskimos des Beringmeeres und des arktischen Ozeans, die Aleuten der Halbinsel

Alaska und der Aleuten-Inseln, die Athabasken des Innern und endlich die Thlinkit-Indianer, welche an der Südostküste Alaskas vom St. Elias-Berge bis hinunter zum Kolumbia-Strome ihren Wohnsitz haben. Auf meinen drei Reisen nach Alaska bin ich nur mit den Aleuten und Thlinkiten in nähere Berührung gekommen (flüchtig auch mit den Konjagen, den Einwohnern der Insel Kodiak, und mit den



Valdez, Alaska, der Ausgangspunkt der Eisenbahn.

Eskimos); über diese Stämme haben wir zuverlässige ethnologische Berichte, hauptsächlich aus der Feder des schon oben erwähnten Priesters Weniaminow. Von den Athabasken, die in den nördlichen Steppen Kanadas wohnen, und den Eskimos, welche in den Ländern, die das Nördliche Eismeer umspült, ihre Heimat haben, ist nur wenig bekannt.

Über das erste Erscheinen der Russen in Alaska läßt sich der Forscher Holmberg von einem Konjagengreise folgendes erzählen:

„Ich war ein Knabe von 9 bis 10 Jahren, denn man setzte mich schon in die Baidare (aus Seehundfellen gearbeitetes Kanoe der Aleuten) zum Rudern, als das erste russische Schiff, ein Zweimaster, bei dem Vorgebirge Aljuklik erschien. Wir hatten früher noch kein Schiff gesehen. Zwar verkehrten wir mit Aglegmjuten (Bewohner der Halbinsel Alaska), Thuainas und Koloschen, ja alte, weise Männer hatten sogar von kalifornischen Indianern Kunde, aber



Kriegskanoe der Thlinkit-Indianer.

Schiffe und weiße Menschen kannten wir nicht. Als wir das Schiff aus der Ferne erblickten, glaubten wir, es sei ein ungeheurer Walfisch, den näher zu betrachten die Neugierde uns trieb. Wir fuhren auch in Baidaren hinaus, sahen aber bald keinen Walfisch, sondern ein andres, nie erblicktes Ungeheuer, welches wir fürchteten, und dessen Gestank (nach Teer) uns Übelkeiten verursachte. Die Leute auf dem Schiff hatten Knöpfe auf ihren Kleidern, wir hielten sie daher für Sepia (Knopfkrebse); als wir aber sahen, daß sie Feuer

in den Mund nahmen und Rauch ausstießen — Tabak kannten wir nicht —, da konnten wir nicht anders glauben, als daß es Teufel wären."

„Das Schiff segelte an der Insel Ajachtalik (eine der Gansinseln), auf welcher damals eine große Ansiedlung war, die auch mein Vater bewohnte, und dem Vorgebirge Aljuklik vorbei nach der Vanjatschen-Bucht (der östliche Teil der Bai Alitok oder Analjukak), wo es den Anker fallen ließ und seine Boote aussetzte. Wir folgten furchtsam und zugleich neugierig, was aus dieser merkwürdigen Erscheinung werden würde, wagten es aber nicht, aufs Schiff zu fahren. Unter den Unsrigen befand sich ein Krieger, Held, namens Ischinik, der sich durch Tapferkeit auszeichnete, so daß er nichts in der Welt fürchtete. Er unternahm es, aufs Schiff zu fahren, und kehrte beschenkt mit einem roten Hemde, einem Hute der Fuchs-Aleuten und verschiedenen Glasperlen zu den Seinigen am Ufer zurück. „Dort ist nichts zu befürchten, sie wollen nur unsre Seeotterfelle kaufen und wir erhalten dafür Glasperlen und andre Reichtümer." Wir trauten aber nicht seinen Aussagen. Die Alten und Weisen unsrer Ansiedlung hielten Rat im Kashim (eine Art Klub) und urteilten so: „Wer weiß, was sie uns für Krankheiten bringen? Wir warten sie lieber am Ufer ab; wenn sie dann unsre Felle vorteilhaft kaufen wollen, nun, so lassen wir uns in einen Handel ein."

„Unser Volk lebte damals in Feindschaft mit den Fuchs-Aleuten, welche wir „Tajauth" nannten. Mein Vater machte einst einen Raubzug nach Unalaska. Unter der zurückgebrachten Beute befand sich ein kleines Mädchen, welches die Eltern bei ihrer Flucht zurückgelassen hatten. Als Kriegsgefangene war sie unsre Sklavin, mein Vater hielt sie aber wie seine Tochter und erzog sie mit seinen übrigen Kindern. Wir nannten sie Plju, d. h. Asche, weil sie aus der Asche ihrer Hütte geraubt wurde. Auf dem russischen Schiffe, welches aus Unalaska kam, befanden sich viele Fuchs-Aleuten, unter andern auch der Vater unsrer Sklavin. Dieser besuchte meinen

Vater, und als er sah, daß seine Tochter nicht wie eine Sklavin gehalten, sondern gut erzogen war, sagte er ihm als Dank dafür im Vertrauen, daß die Russen die Seeotterfelle umsonst nehmen würden. Diese Warnung rettete auch meinen Vater, der zwar nicht völlig der Aussage der Fuchs-Aleuten traute, jedoch vorsichtig war. Die Russen fuhren mit den Fuchs-Aleuten ans Land; letztere überredeten die Unsrigen, den Handel zu beginnen, und sprachen: „Was fürchtet ihr euch vor den Russen? Sehet, wir leben mit ihnen, und sie tun uns nichts Böses." Die Unsrigen, verblendet von den vielen Waren, ließen die Waffen in den Baidaren und begaben sich mit ihren Fellen zu den Russen. Als sie im lebhaften Handel begriffen waren, überfielen die Fuchs-Aleuten mit bis dahin verborgen gehaltenen Waffen auf gegebenen Wink der Russen die Unsrigen, ermordeten etwa 30 Mann und nahmen ihre Seeotterfelle. Einige, die vorsichtshalber den Ausgang des ersten Handels aus einiger Entfernung abwarten wollten, unter ihnen auch mein Vater, setzten sich in ihre Baidaren und entflohen, wurden aber von Fuchs-Aleuten eingeholt und getötet. Mein Vater ward allein gerettet, seine Rettung dem Vater der Sklavin verdankend, welcher ihm, nachdem seine eigene Baidare von Pfeilen durchschossen und dem Sinken nahe war, die seinige gab und auf diese Weise seine Flucht nach Achiok begünstigte."





Zehntes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Ureinwohner.

Das Volk, mit welchem die Russen zuerst in Berührung kamen, waren die Aleuten, und diese hatten viel von den Besatzungen der ersten Schiffe zu leiden, da sie meist aus Abenteurern bestanden, die sich nicht scheuten, Mord und Totschlag unter die friedlichen Inselbewohner zu tragen und die Felle ohne Bezahlung fortzunehmen. Gerade bei den Aleuten war ein solches Auftreten gänzlich ungerechtfertigt; denn nur zu Anfang und dazu gereizt setzten sie sich zur Wehr, dann unterwarfen sie sich, gottergeben, ihren Peinigern. Der Charakter der alten Aleuten wird uns im rosigsten Lichte geschildert. Sie sind ehrlich, stets mit ihrem Schicksal zufrieden, bis zum Stumpfsinn geduldig, dabei von großer Ausdauer und gewissenhaft in der Ausführung von Befehlen, verschlossene Naturen, die weder Freud noch Leid zeigen, gutmütig und liebevoll zu ihren Kindern. Sie sind äußerst verschwiegen und weigern sich über Dinge zu sprechen, die sich nach ihrer Ansicht nicht zum Wiedererzählen eignen; daher kommt es auch, daß wir nur unvollkommen über die Religion unterrichtet sind, zu der sie sich vor ihrer Bekehrung zum griechisch-katholischen Glauben durch die Russen bekannten. Weit williger und schneller wie wohl irgendein andres wildes Volk ließen sich die Aleuten und die Einwohner der Alaska- und Kenai-Halbinsel zum Christentum bekehren, und zwar nicht nur zum Schein, sondern sie zeigten einen ungewöhnlichen Eifer in der Ausübung der Religionsgebräuche und erkannten die Priester als ihre un-

umschränkten Gebieter an. Bis auf den heutigen Tag, nachdem Alaska schon seit 40 Jahren unter amerikanischer Herrschaft steht, haben die russischen Priester einen ganz bedeutenden Einfluß auf die Indianer des nordwestlichen Alaskas; die Gläubigen besuchen eifrig die Messe da, wo es Kirchen gibt, und singen mit Vorliebe Psalmen, die sie von den Geistlichen gelernt haben.

Die unmittelbaren Nachbarn der Aleuten sind die Konjagen, die Einwohner der Insel Kodiak und der benachbarten Inseln.



Einholen des verankerten Bootes in Kamtschatka.

Über die Sitten und Gebräuche dieses Volkes sind wir besser wie über die der Aleuten, und zwar durch den Forscher Holmberg, unterrichtet. Die Konjagen wurden schon früh zum Christentum bekehrt, und die dadurch beginnende Zivilisation sowie die Arbeitsverpflichtung, die ihnen von der russischen Kompanie auferlegt wurde, zwang sie, viele Gewohnheiten der Väter abzulegen, so daß die heutige Generation nichts mehr von dem Glauben und nur weniges von den Sitten und Gebräuchen ihrer Ahnen weiß.

Vielweiberei war vormals allgemein gebräuchlich bei den Konjagen; die Reichen konnten sogar bis fünf Weiber besitzen. Ihre

Hochzeiten wurden mit wenigen Zeremonien vollführt. Der Freier begab sich zum Vater der Braut, und nachdem er die Zusage bekommen, mußte er selbst Holz in die Hütte tragen und die Badestube damit heizen, woselbst er dann mit dem Schwiegervater ein Bad nahm. Währenddessen versammelten sich die Verwandten der Braut in der Hütte zum Schmause. Nachdem der Bräutigam mit dem zukünftigen Schwiegervater aus dem Bade gekommen war, nahm jener den Namen des letzteren an und überlieferte seine Geschenke, wonach er mit der Braut das Haus verließ, um sich in das seinige zu begeben. Das erste Weib hatte stets einen Vorzug vor den andern. Das Erbteil ging zunächst auf den Bruder und von diesem auf den Sohn des Verstorbenen über, welcher je nach seinem Betragen vom Vater dazu auserwählt wurde.

Auf Kodiak spielten die Weiber nicht dieselbe untergeordnete Rolle wie bei andern rohen Stämmen Amerikas, sondern sie standen sogar in hohem Ansehen und hatten so viel Macht, daß sie sich, freilich mit Zustimmung ihrer Männer, Nebenmänner hielten. Ein solcher Nebenmann hatte das Recht, in Abwesenheit des wirklichen Mannes bei dem Weibe dessen Stelle einzunehmen, verlor dasselbe aber, sobald dieser zurückkehrte.

Etwas sehr Bemerkenswertes ist es, daß bei den Aleuten sowohl wie bei den Konjagen die sogenannte griechische Liebe einheimisch war. Dawydow berichtet hierüber: „Es gibt hier (auf der Insel Kodiak) Männer mit tätowiertem Kinne, die nur weibliche Arbeiten verrichten, stets mit den Weibern zusammen wohnen und gleich diesen Männer, manchmal sogar zu zweien, haben. Solche nennt man Achnutschik. Sie werden nichts weniger als verachtet, sondern genießen Ansehen in den Ansiedelungen und sind meistenteils Zauberer. Der Konjage, der statt eines Weibes einen Achnutschik hat, wird sogar als glücklich betrachtet. Der Vater oder die Mutter bestimmen den Sohn schon in seiner frühesten Kindheit zum Achnutschik, wenn er ihnen mädchenhaft erscheint. Es kommt bisweilen vor, daß die Eltern sich im voraus einbilden, eine Tochter zu er-

halten, und wenn sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht sehen, so machen sie den neugeborenen Sohn zum Achnutschik."

Bei den Konjagen sowohl wie bei den Thlinkiten finden wir dieselbe grausame Behandlung des mannbarwerdenden Weibes. Der Jungfrau wurde zu dieser Zeit eine kleine Hütte aufgeführt, in der sie nur auf den Knien und mit gebogenem Rücken ein halbes Jahr zubringen mußte. Darauf ward die Hütte ein wenig vergrößert, so daß sie den Rücken aufrecht halten konnte, mußte aber in dieser Stellung noch ein halbes Jahr daselbst verweilen. Nach abgelaufenem Jahre nahmen die Eltern sie wieder zu sich, und es wurde ein großes Fest veranstaltet.

Die Toten wurden in Laftak (d. i. Seehunds- oder Seelöwenleder) eingehüllt und mit ihren Pfeilen und Baidaren und, wenn es Reiche waren, mit vielen Seeotterfellen begraben. Beim Grabe wurde abwechselnd geweint und gesungen, wobei man den Verstorbenen, je nachdem er ein guter Jäger gewesen, pries, so daß die ganze Ansiedelung seinen Ruhm vernehmen konnte. Dabei schnitten sich die Verwandten das Haar ab und färbten ihr Gesicht schwarz. War der Verstorbene ein reicher Mann gewesen, so gab seine Witwe ein großes Fest, wobei getanzt und geschmaust wurde. Nach dem Tode wurde nach ihrer Auffassung jeder Mensch ein Teufel; bisweilen zeigte er sich den Verwandten, und das hatte Glück zu bedeuten. Das Haus, in dem ein Mensch gestorben war, konnte nicht mehr bewohnt werden; es wurde in solchen Fällen niedergerissen und statt dessen ein neues gebaut.

Die Konjagen sind leidenschaftliche Spieler; es kommt nicht selten vor, daß sie ihr ganzes Hab und Gut in dem Spiele, das sie Kaganakt nennen, verlieren. Dieses wird folgendermaßen gespielt. Man breitet zwei gegerbte Seehundsfelle in einer Entfernung von 2—3 m voneinander auf die Erde und legt auf jedes ein flaches, rundes Knochenstück, etwa von der Größe eines Silberrubels, dessen Kante mit vier schwarzen Punkten versehen ist. Die Spieler, deren Anzahl nicht mehr als vier, gewöhnlich aber nur zwei beträgt, teilen

sich in zwei Parteien, von denen jede verschiedene Sachen aufs Spiel setzt. Jeder Spieler hat fünf gleich große, runde, hölzerne Platten, die er von dem Ende des einen nach der knöchernen Platte des andern Felles wirft, um dieselbe zu bedecken. Ist die Anzahl der Spieler nur zwei, so werfen sie beide, besteht sie aber aus vieren, so spielt zuerst die eine Partei. Sind alle Platten, mit den Merkmalen des Besitzers bezeichnet, verworfen, so begeben sich die Spieler dahin, um nachzusehen, wie sie liegen. Bedeckt eine hölzerne Platte das Knochenstück, so erhält der Besitzer derselben von jedem Spieler der andern Partei drei knöcherne Stäbchen oder Marken, mit denen sich jeder bei Beginn des Spieles zu gleicher Anzahl versehen hat. Bedeckt die Platte nur einen der schwarzen Punkte, so gewinnt sie zwei Marken; von den übrigen erhält die zunächst liegende nur eine Marke. Darauf wiederholt die zweite Partei das Spiel, und wenn nach mehrfachem Wechsel die eine Partei alle ihre Marken verspielt hat, so sind die aufgesetzten Sachen verloren.

Im Jahre 1903 hatte ich auf der Kenai-Halbinsel Gelegenheit, die Ausdauer zu bewundern, welche die Indianer beim Spiel an den Tag legen. An regnerischen Tagen sah ich sie bis zu neun Stunden ununterbrochen dasselbe Kartenspiel und ein Stäbchenspiel, ähnlich dem chinesischen, spielen, mit dem Resultat, daß einer von ihnen am Ende meines Jagdausfluges sämtliche Kleider seiner Kameraden gewonnen hatte, nachdem er ihnen vorher schon den ganzen Lohn abgenommen. Ich hatte den Gewinner stark im Verdacht, ein Falschspieler zu sein, konnte ihn aber trotz scharfer Beobachtung nicht abfassen.

Die Feste der Konjagen, die bei diesen und allen andern Indianern eine große Rolle spielen, begannen im Dezember. Der Forscher Dawydow, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts noch Gelegenheit hatte, denselben beizuwohnen, schildert uns ein solches Fest wie folgt: „Nach der Reihe erscheinen fünf Menschen, alle in verschiedenen Masken, von denen einige mit Farnkraut besetzt

waren. Sie bliesen in kleine Pfeifen, die an Zwirn in dem Loche des Nasenknorpels hingen, und krümmten sich jeder nach seiner Art. Der eine war mit roter Farbe, der andre mit Kohlen bestrichen, zwei waren in Parken (lose Pelzmäntel) gekleidet und der fünfte in eine Kamleika (aus Tierdärmen hergestellter Regenmantel), alle mit Klapperinstrumenten in den Händen. Die beiden ersten und der in der Kamleika hatten sich eine Art Kleidung aus Vogelfedern verfertigt, die ihnen bis zu den Knien herabhing. An der Lampe saßen zwei Amerikaner (Konjagen in gewöhnlicher Tracht). Was diese Vorstellung zu bedeuten hatte, konnte ich nicht erfahren. Der Dolmetscher sagte aus, es seien Teufel, welche die Menschen betrügen, aber er schien selber darüber nichts weiter zu wissen; denn von den Traditionen solcher Feste, besonders derjenigen, die sich auf den Begriff der Geister beziehen, wissen nur etwas die von den hiesigen Insulanern sogenannten „Kasjati“, das sind Weise, die solche Vorstellungen erfinden und die von vormaligen Ereignissen der Bewohner Kodiaks und der angrenzenden Inseln, von Teufeln und dergleichen zu erzählen wissen. Wenn ein Eingeborener eine ihm gestellte Frage nicht beantworten kann, so sagt er: Das weiß der Kasjat.

Nachdem sich die Teufel krümmend entfernt hatten, fingen die Männer an, ihre Weiber und Kinder fortzutreiben. So etwas geschieht bei ihnen nach den Festen, zu denen sich Gäste aus verschiedenen Ansiedelungen eingefunden haben, die nun über allgemeine Dinge verhandeln, wobei Weiber und Kinder nicht zugegen sein dürfen; da aber jetzt diese Sitte nicht hierzu Anlaß geben konnte, sondern die Vertreibung wahrscheinlich auf einen Aberglauben Bezug hatte, so war ich sehr begierig, etwas näheres hierüber zu erfahren. Als sich alle Überflüssigen entfernt hatten, erschien ein Mensch in einer Kamleika mit ganz besonderer Maske vor dem Gesicht und mit Klappern in den Händen, der den bösen Geist vorstellen sollte. Er schrie und lief hin und her im Takte des Liedes, das von den Anwesenden gesungen wurde, wobei einer die Trommel schlug.

Die Kriege der Konjagen waren Überfallskriege, wobei die Kriegsgefangenen teils zu Tode gemartert, teils zu Sklaven gemacht wurden. Man kriegte nicht allein mit fremden Stämmen, sondern auch miteinander, und es wird behauptet, daß in den letzten Zeiten vor der Einwanderung der Russen diese einheimischen Kriege so sehr ausgeartet und um sich gegriffen hatten, daß im Sommer



Landen in der Marsovoya-Bucht, Kamtschatka.

die Bewohner der einzelnen Ansiedelungen sich auf schroffen, meerumschlossenen Felsen, an denen es bei der Kodiak-Insel keinen Mangel gibt, verschanzten, woselbst oft kein süßes Wasser zu haben war, sondern um solches herbeizuschaffen, sowohl Menschen als Baidaren mit Stricken hinabgelassen und wieder hinaufgezogen wurden. Es läßt sich diese Vorsicht leicht erklären, wenn man bedenkt, daß gewöhnlich im Sommer sich die meisten Männer jeder Ansiedelung in entfernten Gegenden auf der Jagd oder auf dem Fischfang auf-

hielten, so daß die Nachgebliebenen nicht imstande waren, sich bei einem plötzlichen Überfalle zu verteidigen.

Ich komme jetzt zu den Thlinkiten, von deren Sitten und Gebräuchen, Religion und Mythen uns am meisten von allen Stämmen des nordwestlichen Amerika bekannt ist. Im Jahre 1880—81 machte Dr. Aurel Krause im Auftrage der Bremer geographischen Gesellschaft eine wissenschaftliche Expedition in das Land der Thlinkiten. Bei den hier folgenden Beschreibungen berufe ich mich häufig auf sein Werk sowie auf die Studien des Priesters Weniaminow und des Forschers Helmdorf.

Während Alaska unter russischer Herrschaft stand, wurde der Stamm der Aleuten auf etwa 1500 Seelen, der der Konjagen auf noch weniger und der der Thlinkiten auf 20—25000 geschätzt. Seit dieser Zeit hat sich die Bevölkerung bedeutend vermindert, sei es durch Krankheiten, sei es durch überreichlichen Genuß von schlechten Spirituosen, sei es durch die „Zivilisation", der alle Naturvölker früher oder später zum Opfer fallen. Das Wort Thlinkit bedeutet in der Indianersprache „Mensch".

Der Herkunft nach teilen sich sämtliche Thlinkiten in zwei Hauptstämme, nämlich in den Raben- und den Wolfsstamm. Ihre Mythen berichten von zwei Helden oder Göttern, die im Beginne der Zeiten durch Taten und übernatürliche Macht dem Menschengeschlechte die Bequemlichkeiten und Vorteile verschafften, welche es gegenwärtig genießt, und von diesen Heldenfamilien leiten die Thlinkiten ihre Herkunft ab. Diese Helden waren „Jeske", der Urvater des Rabenstammes, und „Khanukt", der des Wolfsstammes. Raben- wie Wolfsstamm teilen sich darauf in mehrere verschiedene Geschlechter, die nach allerlei Tieren benannt werden. So z. B. haben die Verzweigungen des Rabenstammes ihre Namen von dem Raben, dem Frosche, der Gans, dem Seelöwen, der Eule usw., die des Wolfsstammes wiederum vom Wolf, Bären, Adler usw. Jedes dieser Geschlechter zerfällt wieder in Untergeschlechter oder Familien, welche großenteils Ortsbenennungen führen. Obzwar

im allgemeinen der Rabenstamm, der seinen Ursprung von Jeshl, als dem Wohltäter des Menschengeschlechtes, herleitet, das größte Ansehen besitzt, so hat sich doch auch der Wolfsstamm solches sowohl durch seine Mehrzahl als durch seinen größeren Mut und durch ausgeführte Kriegs- und Heldentaten verschafft. Jedes Geschlecht trägt ein Schildwappen, d. h. schmückt sich mit wenigstens einem leicht erkennbaren Teile des Tieres, dessen Namen es führt.

Ohne Rücksicht auf Stamm oder Geschlecht teilen sich die Familien in zwei Kasten oder Rangklassen, wodurch sich der Häuptling (der Adel) vom gemeinen Volke trennt. Diese Adelswürde ist erblich in den Familien, doch beruht ihr Ansehen einzig und allein auf dem Reichtum oder, mit anderen Worten, auf der Anzahl ihrer Sklaven, welch letztere — im Fall sie überhaupt zu den Thlinkiten gezählt werden können, da sie ursprünglich Kriegsgefangene sind und oft aus dem Oregon-Gebiete, ja sogar aus Kalifornien stammen — gewissermaßen eine dritte erbliche Volkskaste bilden, denn die Kinder der Sklavin sind und bleiben Sklaven.

Die hauptsächlichen Merkmale im Äußeren des Thlinkiten sind folgende: struppiges, kohlschwarzes Haar, kleine dunkle Augenbrauen, mehr als gewöhnlich sowohl große als lebhafte schwarze Augen, welche den hübschesten Teil seines Gesichtes ausmachen, hervorstehende Backenknochen, dicke und volle Lippen, bei den Weibern überdies noch geschmückt mit Knochen oder Holztrögen, die Nasenknorpel der Männer durchbohrt und infolge schwerer, daran hängender Bürden ausgedehnt, schöne weiße Zähne, Ohren oft rund herum durchlöchert; hierzu kommt schließlich eine etwas dunkle Hautfarbe, mittelmäßiger Wuchs und stolze gerade Haltung der Männer beim Gehen.

Vor der Bekanntschaft mit den Russen bestand ihre einzige Kleidung in zusammengenähten Fellen, welche sie sich umwarfen, um den sonst nackten Körper damit zu bedecken und zu schützen. Außerdem trugen sie bei feierlichen Gelegenheiten Decken aus der Wolle der wilden Ziegen. — Der Thlinkit ist von Natur faul; das

Meer hinterläßt ihm bei der Ebbe hinreichend Nahrung, die er ohne besondere Mühe erhält. Die einzige Anstrengung, die er vormals anzuwenden hatte, war bei der Jagd, indem ein rauhes Klima ihn zwang, den Körper mit Tierfellen zu schützen.

Sowohl Männer als Weiber färben und bemalen ihr Gesicht, welches an sich nicht so häßlich wäre, dadurch aber ein abscheuliches Aussehen erhält. Schwarz und rot, d. h. Kohlen und Zinnober, Artikel, welche die russisch-amerikanische Kompanie mit großem Vorteile absetzt, sind die beliebtesten Farben. Man reibt sie mit Seehundtran ein, so daß das ganze Gesicht davon bedeckt wird, und kratzt darauf an einigen Stellen die Farbe mit einem Holzstabe ab, so daß verschiedene helle Figuren und Zeichnungen entstehen. Der reiche Thlinkit bemalt täglich sein Gesicht, der arme hingegen nur, wenn die Farbe von selbst zu verschwinden beginnt. Um aus dem Gesichte die fette Farbenmasse abzuwaschen, gebrauchen sie ihren eigenen Urin, und dieser verursacht bei ihnen den widrigen Geruch, der den sich ihnen nähernden Fremden fast zum Erbrechen bringt.

Die Männer durchbohren ihre Nasenknorpel, um sich dadurch im Geschmack ihrer Damen zu erhalten, indem die Mode jenes erheischt. Diese Operation wird schon frühzeitig an dem neugeborenen Knaben vorgenommen. In dem dadurch entstandenen Loche tragen sie einen großen Silberring, der häufig den ganzen Mund bedeckt, doch werden auch andre Gegenstände benutzt, wie Federn usw. Ebenso durchlöchern sie die Ohrläppchen und tragen darin Haifischzähne, Muschelschalen und dergleichen Putzsachen.

Was vielleicht mehr als irgend etwas andres das Äußere dieses Volkes charakterisiert, ist der Lippenschmuck der Weiber. Wenn zum ersten Male beim Mädchen sich Spuren der Mannbarkeit zeigen, wird ihre Unterlippe durchstochen und in diese Öffnung eine Knochenspitze oder ein Silberstift gelegt; solange sie unverheiratet ist, trägt sie diesen; erhält sie aber einen Mann, dann preßt man einen größeren Schmuck von Holz oder Knochen in die Öffnung,

welche nach innen, d. h. zur Zahnseite, etwas trogförmig ausgehöhlt ist.

Man könnte die Thlinkiten sowie überhaupt alle Völker an der Nordwestküste Amerikas Küsten- oder Meeresnomaden nennen, weil sie nur im Winter feste Wohnsitze haben, den größten Teil des Sommers dahingegen oft in sehr entfernten Gegenden zubringen, um Wintervorräte einzusammeln. Vom Meere, an dessen Ufern sie sich stets ansiedeln, erhalten sie ihre hauptsächliche Nahrung; einige Wurzeln, Gräser und Beeren gehören nur zu den Leckerbissen des Sommers. In diesen Gegenden ist das Meer unendlich reich, nicht allein an verschiedenartigen Fischen, sondern auch an allerlei niederen Tierarten, und die Natur selbst erleichtert den Fang derselben auf eine besonders günstige Weise, indem die Ebbe zweimal täglich den Wasserspiegel senkt. Doch auch die größeren Meerestiere, wie Seehunde, See- und Flußotter, Delphine, deren Jagd und Fang oft zwar mit großen Schwierigkeiten und Mühen verbunden sind, spielen eine wichtige Rolle in der Ökonomie der Thlinkiten.

Während die Sommerwohnungen nur aus leichten, aus Stangen und Baumrinde gefertigten Hütten bestehen, sind die Winterwohnungen mit großer Sorgfalt gebaut aus schweren, übereinander gelegten Balken; lange Stangen, die sich oben vereinigen, bilden das Dach, welches durch Baumrinde wasserdicht gemacht wird. Oben in der Mitte des Daches befindet sich eine große viereckige Öffnung, die zugleich als Fenster und Rauchfang dient, und in der Mitte des Bodens wird ein stetes Feuer unterhalten, um welches die Familie den Tag in sitzender und die Nacht in liegender Stellung verbringt. Unter allen Gerätschaften und Werkzeugen, als Produkte des Kunstfleißes der Thlinkiten betrachtet, ziehen die Boote oder Kanoes die größte Aufmerksamkeit, ja sogar Bewunderung auf sich. Sie werden aus dem Stamme einer großen Fichte gefertigt und zwar nie aus mehreren Stücken, sondern stets aus einem Stamme. Wenn der Baum, je nach der Größe des beabsichtigten Kanoes, ausgewählt worden und gefällt ist, so höhlt man ihn in Form eines schmalen

Troges aus. In diese Aushöhlung wird Wasser gegossen, das, mit glühenden Steinen zum Kochen gebracht, das Holz allmählich aufweicht und biegsam macht, wonach dem Stamm die erforderliche Form gegeben wird.

Jagd und Fischerei machen die Hauptbeschäftigung des Thlinkiten aus; seine ursprünglichen Waffen, Pfeil und Bogen, sind aber längst aus dem Gebrauch und selbst aus dem Gedächtnis verschwunden, und wie die Jagd auf die verschiedenen Tiere vormals betrieben wurde, darüber haben wir keine Nachrichten. Der Bär wird nur selten und nur im Notfall erlegt, weil man ihn für einen Menschen hält, der die Gestalt dieses Tieres angenommen hat. Es erzählt die Sage von einer Häuptlingstochter, die zuerst dieses Geheimnis dadurch offenbarte, daß sie mit einem solchen zum Bären verwandelten Menschen in Berührung kam. Sie soll nämlich einst auf einer Wanderung in den Wald auf der Suche nach Beeren sich über die dort hinterlassenen Spuren eines Bären lustig gemacht haben, worauf sie sich verirrte und in ein Bärenloch geriet. Als Strafe für diesen Leichtsinn ward sie gezwungen, sich mit dem Herrn des Waldes zu vermählen und selbst die Gestalt eines Bären anzunehmen. Nachdem ihr Gemahl, der Bär, und ihre Bärenjungen von ihren eigenen Thlinkitbrüdern getötet worden, wobei sie selbst nur mit Mühe das eigene Leben rettete, kehrte sie wieder als Mensch in die Heimat zurück und erzählte allen das erlebte Abenteuer.

Bei den Hochzeiten der Thlinkiten, die übrigens ohne alle religiösen Zeremonien vollführt werden, wird streng die Regel beobachtet, daß die Ehe nie von Kontrahenten desselben Stammes geschlossen wird, oder mit andern Worten, ein Thlinkit vom Rabenstamme muß sich eine Frau vom Wolfsstamme wählen und umgekehrt. Vielweiberei ist allgemein und namentlich bei den Reicheren, doch behält stets das erste Weib eine gewisse Gewalt über die andern. Wenn der Thlinkit sich nach eigenem Geschmacke und Gefallen eine Braut ausgesucht hat, so sendet er einen Fürsprecher zu ihren Eltern ab, oder, wenn diese nicht am Leben sind, zu ihren Verwandten.

Erhält er von diesen und der Braut eine günstige Antwort, so schickt er dem künftigen Schwiegervater so viele Geschenke, als er nur anzuschaffen vermag, und begibt sich darauf selbst zur Hochzeit. Der Vater der Braut ladet zu dem dazu bestimmten Tage die Verwandten des Bräutigams wie die seinigen ein, und nachdem die Gäste sich versammelt haben, tritt der Bräutigam zur Mitte der Diele hervor und setzt sich mit dem Rücken zur Tür gewandt. Jetzt stimmen die Gäste einen Gesang von Tänzen begleitet an, um, wie es heißt, die Braut, die bis dahin in einem Winkel der Zimmerabteilung gesessen, aus ihrem Versteck hervorzulocken. Nach beendigtem Gesange, der nur für solche Begebenheiten abgefaßt ist, wird die Diele mit Zeugen, Pelzwerk und allerlei Waren vom Winkel der Braut an bis zum Ruheplatz des Bräutigams bedeckt, wonach die festlich geschmückte Braut über alle diese Preciosa hervorgeleitet und an die Seite des Bräutigams gesetzt wird. Hierbei und bei den folgenden Zeremonien beobachtet man genau, daß die Braut nicht ihren Kopf erhebt, sondern ihn in einer niedergebeugten Stellung behält. Darauf beginnen wiederum Tänze und Gesänge von allen andern, nur nicht von dem jungen Paare, und nachdem sich die Gäste müde getanzt, werden Erfrischungen gereicht, von denen jedoch weder Braut noch Bräutigam einen Teil erhalten. Und damit die Neuvermählten um so glücklicher ihr ganzes Leben seien, so gebietet ihnen der Aberglaube, zwei Tage hindurch zu fasten. Nach dieser Zeit erhalten sie zwar eine geringe Portion Speise, müssen aber darauf eine ebenso lange Frist hungern. Erst nach dieser viertägigen Hungerkur dürfen sie stets beisammen sein, doch sind ihnen die Mysterien der Ehe erst nach Verlauf von vier Wochen gestattet.

Infolge beiderseitiger Übereinkunft kann die Ehe dadurch gelöst werden, daß sich die beiden Ehehälften freiwillig voneinander trennen, in welchem Falle weder die Geschenke noch die Aussteuer zurück erstattet werden. Ist der Mann nicht mit der Frau zufrieden, so schickt er sie zurück in ihre Heimat, muß aber dann auch ihre Aussteuer zurückgeben, ohne auf die von ihm gemachten Geschenke

Anspruch zu haben. Ist die Frau dem Manne untreu, so hat er das Recht, mit ihrer Entfernung seine Geschenke wiederzuverlangen, und braucht ihre Mitgift nicht aus den Händen zu lassen. In allen Fällen bleiben die Kinder bei der Mutter. Ebenso wie bei den Konjagen gibt es auch bei den Thlinkiten Nebenmänner oder gewissermaßen gesetzliche Liebhaber, die von den Weibern unterhalten werden. Dieser Posten wird bei den Thlinkiten stets vom Bruder oder einem nahen Verwandten des Mannes bekleidet.

Nach dem Tode des Mannes muß nach Landessitte sein Bruder oder Schwestersohn die Witwe heiraten; wird dieses unterlassen, so entstehen daraus oft blutige Kriege. Sind jedoch diese beiden Personen nicht mehr am Leben, so hat die Witwe das Recht, vom fremden Stamm zu nehmen, wen sie will.

Entgeht der Verführer eines Weibes dem Dolche des Mannes, so muß er mit Waren den beschimpften Mann versöhnen, im Fall er nämlich mit ihm in keiner näheren Verwandtschaft steht; ist aber dieses der Fall, so ist er gezwungen, in das Amt des Nebenmannes zu treten und zugleich die Hälfte zum Unterhalte der Frau beizutragen.

Die Kindererziehung hat viel Ähnlichkeit mit der von den Spartanern angewandten. Wenn das Kind ein Alter von einigen Wochen erreicht hat, wird es in Felle gewickelt und an ein Brett gebunden, welches die Mutter stets mit sich führt. Die erste feste Speise besteht meistens aus dem rohen Speck irgendeines Seetieres, mit Ausnahme des Walfisches. Wenn das Kind erst zu gehen anfängt, badet man es täglich im Meere, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit. Hieraus mag einerseits der abgehärtete Körper des Thlinkiten, wenn er einmal glücklich das zarte Kindesalter überstanden hat, andrerseits die geringe Einwohnerzahl erklärt werden, indem wohl der kleinere Teil der Geborenen am Leben bleibt. Die Thlinkiten baden überhaupt täglich im Meere, so streng auch der Winter sein mag; weigert ein Knabe sich, in das kalte Wasser zu gehen, so wird er durch Stockprügel dazu gezwungen. Nur in diesem Fall

wird die Körperstrafe angewandt, denn der Thlinkite betrachtet dieselbe als den größten Schimpf, der dem freien Naturmenschen widerfahren kann. Diebstahl ist ihrer Ansicht nach kein besonderes Verbrechen; wird ein Dieb ertappt, so braucht er nur entweder das Gestohlene zurückzugeben oder dessen Wert zu ersetzen. Mord wird mit Mord gesühnt, denn das Gesetz lautet: Blut fordert Blut.

Die Kriege der Thlinkiten sind ihrem Charakter nach entweder allgemeine oder einzelne; die allgemeinen werden eigentlich nur durch plötzlichen Überfall ausgeführt, und an Grausamkeit wird dabei nicht gespart. Die gefangenen Feinde werden zu Sklaven gemacht, die getöteten skalpiert man und bewahrt die Skalpe als Kriegstrophäen, welche bei festlichen Gelegenheiten einen Beinschmuck abgeben. Die Anzahl solcher deutet auf Heldentaten. Die einzelnen oder privaten Kriege sind nur Streitigkeiten zwischen einzelnen Geschlechtern oder Familien, welche gewöhnlich, wenn sie nicht zu Überfallkriegen ausarten, durch Zweikampf ausgemacht werden. In letzterem Falle erwählt jede Partei aus ihrer Mitte einen, der den Kampf ausfechten soll. Die Reihen stellen sich beiderseits in Schlachtordnung; die erwählten Kämpfer werden mit dicken Panzern von gegerbten Elentieren oder Bärenhäuten bekleidet und tragen hölzerne Helme, welche, den Kopf schützend, das Tier des Familienwappens vorstellen. Die einzige hierbei benutzte Waffe ist der Dolch, und der ganze Zweikampf wird von Tanz und Gesang, die sich je nach dem Siege oder der Niederlage richten, begleitet. Beim Friedensschluß des einen sowohl als des andern Krieges werden beiderseits Geiseln ausgetauscht, welche mehrere Tage hindurch nur mit der linken Hand essen dürfen, indem sie in der Schlacht mit der Rechten Waffen trugen. Ein jeder derselben erhält von feindlicher Seite zwei Begleiter, die ihn zugleich bewachen sollen und ihm an Ansehen nicht nachstehen dürfen.

Die Thlinkiten verbrennen ihre Leichen auf Scheiterhaufen, jedoch mit Ausnahme ihrer Zauberer, von ihnen Schamanen genannt, welche in großen, auf vier hohen Pfosten ruhenden Sarkophagen beigesetzt werden. Der Sklave darf weder der einen noch der andern

Ehre teilhaftig werden, denn seine Leiche wirft man wie die der Hunde ins Meer. Wenn ein Thlinkit gestorben ist, so bereiten seine Anverwandten ein großes Fest und laden eine Menge Gäste ein, namentlich wenn der Verstorbene ein Häuptling oder sonst ein reicher und angesehener Mann war. Die Gäste müssen stets einem andern Stamme angehören, so daß, wenn z. B. der Tote vom Rabenstamme war, diese vom Wolfsstamme sind und umgekehrt. Für die Verbrennung und das Fest ist keine bestimmte Zeit festgesetzt, sie richtet sich vielmehr danach, wie die Vorbereitungen dazu voranschreiten, und da geschieht's nicht selten, daß die Leiche schon in Fäulnis übergegangen ist. Der Scheiterhaufen wird in der Nähe der Ansiedelung aufgeführt, die der Verstorbene bewohnte. Arme, welche die Kosten eines solchen Festes zu bestreiten nicht imstande sind, fahren mit der Leiche hinaus und verbrennen sie in einem entlegenen Sunde.

Nachdem alle Gäste versammelt sind und der Scheiterhaufen aufgeführt ist, wird die Leiche von den Gästen aus der Ansiedelung getragen und auf das Holz gelegt. Diese zünden auch dasselbe in Gegenwart der Angehörigen und Verwandten an, welch letztere nichts andres zu tun haben als zu weinen oder, richtiger gesagt, zu heulen. Bei dieser Gelegenheit verbrennen auch viele derselben ihr Haar, indem sie den ganzen Kopf ins Feuer stecken, andre schneiden es kurz und beschmieren ihr Gesicht mit der Asche des Verstorbenen.

Nach ausgeführtem Verbrennungsakt begeben sich die Gäste nach der Wohnung des Verstorbenen und setzen sich mit der Witwe, die der Geburt nach zu ihrem Stamme gehört, um die Wände der Jurte. Darauf erscheinen die Verwandten mit abgebrannten, abgeschnittenen Haaren und geschwärzten Gesichtern und stellen sich in die Mitte hin, woselbst sie, sich auf lange Stöcke lehnend und mit niedergebeugten Häuptern, ihre Beerdigungslieder mit Weinen und Heulen anstimmen. Die Gäste erhöhen zugleich den Gesang, der vier Nächte der Reihe nach fortdauert und einzig und allein auf kurze Zeit von Beköstigungen unterbrochen wird. Während dieser Zeit schlachten die Verwandten einen oder zwei Sklaven, je nach

dem Ansehen des Verstorbenen, damit, wie es heißt, letzterer in jener Welt Bedienung habe. Wir finden hierdurch bei den Thlinkiten schon die Ahnung eines zukünftigen Lebens angedeutet.

Am Ende der Klagezeit oder am vierten Tage nach der Verbrennung waschen die Verwandten ihre schwarzen Gesichter, bemalen sie von neuem mit andern Farben und geben allen Gästen Geschenke, hauptsächlich aber denen, die bei der Verbrennung der Leiche behilflich waren. Darauf werden diese zum letzten Male beköstigt, und die ganze Zeremonie ist beendigt. Der nächste Erbe des Verstorbenen ist der Schwestersohn, oder, wenn kein solcher da ist, sein jüngerer Bruder. Daß der Erbe gezwungen ist, die Witwe zu heiraten, ist ebenso wie bei den Konjagen der Fall.

Die Sklaven der Thlinkiten sind ihrem Ursprunge nach entweder Kriegsgefangene oder von andern Stämmen gekauft oder auch von Sklavinnen geboren. Der Sklave genießt keine bürgerlichen Rechte unter den Thlinkiten; er darf nichts besitzen, und geschähe es, daß er etwas erwerben könnte oder etwas als Geschenk erhielte, so ist es das Eigentum seines Herrn. Ebenso darf er nicht ohne Einwilligung seines Herrn heiraten, was im Grunde sehr selten erlaubt wird. Der freigelassene Sklave hat die Rechte eines gewöhnlichen Thlinkiten und wird dem Stamme zugezählt, zu welchem seine Mutter gehört. Selten oder fast nie wird ein Sklave außer bei den erwähnten Feierlichkeiten getötet, indem er eine sehr teure und sehr schwer zu ersetzende Ware repräsentiert. Gelingt es dem zum Schlachtopfer auserlesenen Sklaven, zu entkommen oder sich zu verbergen, so bleibt er am Leben und darf nach beendigtem Feste wieder in das Haus seines Herrn zurückkehren, ohne dafür bestraft zu werden. Oft geschieht es sogar, daß vornehme Häuptlinge guten und beliebten Sklaven eine Gelegenheit zum Entkommen an die Hand legen. Im allgemeinen gilt die Regel, nur solche für die Schlachtbank zu bestimmen, die alt oder kränklich oder sonst durch einen Fehler den Herren mehr zur Last als zum Nutzen sind.





Elftes Kapitel.

Mythologie.

Höchst interessant ist die Mythologie der Thlinkiten, über die wir dank der zeitigen Forschungen des Priesters Weniaminow gut unterrichtet sind. In der Götterlehre der Thlinkiten spielt „Jeshl" die Rolle des Erschaffers aller Wesen und Dinge. Seine Macht ist unbeschränkt. Er schuf alles in der Welt, die Erde, den Menschen, die Gewächse usw., und stellte Sonne, Mond und Sterne an ihren Platz. Er liebt zwar die Menschen, doch sendet er oft in seinem Zorne schwere Krankheiten und Unglück auf sie herab. Er existierte schon, bevor er geboren wurde, wird nicht älter und stirbt nie. Mit dem Ostwinde erhalten die Thlinkiten Kunde von seiner Existenz. Sein Wohnort ist dort, wo der Ostwind weht, und diesen versetzen die Thlinkiten zu den Quellen des Flusses Naß, der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Grenze zwischen der russisch-amerikanischen Kompanie und der Hudson's Bay Company oder zwischen russischem und englischem Gebiet bildete. Jeshl besitzt einen Sohn, dessen Mutter sowohl wie Geburt unbekannt sind. Dieser liebt die Menschen noch mehr als sein Vater, und oft geschieht's, daß er sie durch seine Fürbitte vom Zorne des Vaters befreit. Auch ist er es, der den Menschen Nahrung verleiht. Das Leben und die Taten des Jeshl bilden die einzigen Dogmen im Glauben der Thlinkiten, und ihre ganze Moral ist im folgenden Lehrsatze einbegriffen: „So wie Jeshl lebte und handelte, so leben und handeln auch wir."

Es gab eine Zeit, wo die Welt nicht war, und die Menschen lebten im Dunkeln. Zur selbigen Zeit lebte ein Thlinkite, der eine



Goldwaschen in der Nähe von Nome.

Frau und eine Schwester besaß. Erstere liebte er so sehr, daß er ihr nicht erlaubte, etwas zu tun, sondern sie saß den ganzen lieben langen Tag entweder in der Hütte oder draußen auf einem Hügel, so wie noch jetzt die Thlinkiten die Zeit durch Faulenzen zu vertreiben pflegen. Sie hatte stets acht lebendige, rote Vögelchen um sich, welche eigentlich in Kalifornien vorkommen und von den Thlinkiten „Kun" genannt werden; und wenn sie auch nur die unschuldigste Unterredung mit einem andern Thlinkiten führte, so flogen diese davon und zeigten es auf solche Weise dem eifersüchtigen Gemahl an. Allein seine Eifersucht ging noch weiter: jedesmal, wenn er in den Wald ging, um Kanoes zu bauen — denn darin war er ein großer Künstler —, legte er sie in einen Kasten und verschloß diesen. Seine Schwester hatte mehrere Söhne, aber der verdachtschöpfende Oheim tötete sie einen nach dem andern. Als er nämlich merkte, daß der Neffe, zum Jüngling herangereift, die Blicke auf seine Frau warf, so nahm er ihn mit sich auf den Fischfang, warf bei großer Entfernung vom Ufer das Boot um, worin der Neffe saß, und befreite sich so jedes Mal von einem lästigen Nebenbuhler. Die Mutter, untröstlich über den Verlust ihrer Kinder, ging ans Ufer weinen. Da sah sie eine Menge großer Delphine am Ufer vorbeischwimmen, von denen einer stehen blieb und sich mit der trauernden Mutter in ein Gespräch einließ. Als er den Grund ihres Kummers erfahren, gab er ihr den Rat, ins Wasser zu gehen, aus dessen Boden ein Steinchen herauszuholen, dasselbe zu verschlucken und darauf Meerwasser zu trinken. Gleich nachdem sich das Tier entfernt hatte, befolgte sie seinen Rat, und die Folge davon war, daß sie sich schwanger fühlte und nach acht Monaten einen Sohn gebar, den sie für einen gewöhnlichen Menschen hielt, welcher aber Jeshl war. Vor seiner Geburt verbarg sich die Mutter vor ihrem Bruder.

Und als Jeshl heranwuchs, machte ihm die Mutter Bogen und Pfeile und lehrte ihn, sie zu gebrauchen. Jeshl war bald damit vertraut und ein so geschickter Schütze, daß ihm kein Vogel entgehen

konnte. Als Beweis seiner Geschicklichkeit im Schießen wird angeführt, daß sich die Mutter aus den Kolibribälgen, welche der Sohn erbeutet hatte, einen Mantel nähte. Als Jeshl eines Morgens aufstand, sah er vor der Tür seiner Hütte einen großen Vogel sitzen, der wie die Elster mit einem langen, glänzenden und wie Metall so starken Schnabel versehen war. Diesen Vogel nannten die Thlinkiten Kutzghatushl, d. h. Kranich, der sich bis zum Himmel erheben kann. Diesen tötete Jeshl, nahm ihm behutsam die Haut ab, zog sie selbst an und empfand Lust und Vermögen zu fliegen. Sogleich erhob er sich in die Luft und flog so weit, daß er mit dem Schnabel an die Wolken stieß, und zwar mit solcher Kraft, daß er mit demselben hängen blieb und sich kaum aus dieser unangenehmen Lage befreien konnte. Als er sich jedoch losgemacht hatte, kehrte er zurück in seine Hütte, legte die Haut ab und verbarg sie. Ein andres Mal erlegte er auf gleiche Weise eine große Ente und verschaffte dadurch seiner Mutter das Vermögen, zu schwimmen und zu fliegen.

Und als Jeshl zum Manne herangereift war, erfuhr er von der Mutter die Handlungsweise des Oheims, sowie das traurige Los seiner Brüder. Sogleich begab er sich auf den Weg, um Rache zu nehmen, und gelangte zur Hütte des Oheims, als sich derselbe bei der Arbeit im Walde aufhielt. Hier öffnete er den Kasten, in dem die Frau des Oheims verschlossen war, und siehe da, es flogen ihre Vögel davon. Der Oheim kehrt nach Hause zurück und ist außer sich vor Wut über das Geschehene, doch sitzt Jeshl ganz ruhig und rührt sich nicht vom Platze. Darauf ruft ihn der Oheim aus der Hütte, setzt sich mit ihm in ein Boot, rudert an einen Platz, wo sich eine Menge Meeresungeheuer aufhielt, und warf ihn dort ins Wasser. So glaubte er sich wieder einen Feind vom Halse geschafft zu haben, allein Jeshl spazierte am Meeresboden an Land und fand sich wieder beim Oheim ein. Dieser, wohl einsehend, daß er nicht mit gewöhnlichen Kräften seinen Neffen umbringen konnte, sprach in seinem Zorne: „Es werde eine Flut!“ Und siehe da, es



Unalaska.

trat das Meer aus seinen Ufern und stieg immer höher und höher, aber Jeshl kroch wieder in seine Vogelhaut, flog so wie das erste Mal zu den Wolken und blieb, wie damals, mit dem Schnabel so lange hängen, bis die Flut, die alle Berge bedeckte und sogar seine Flügel berührte, zurücktrat. Da ließ er sich pfeilschnell herab, fiel aber ins Meer auf eine Fucusbank, und eine Seeotter brachte ihn ans Land.

Darauf beginnen seine Fahrten auf der Welt, die so reich an Abenteuern sind, daß, wie sich die Thlinkiten ausdrücken, ein Mensch sie nicht alle wissen kann. Einst erweckte er tote Knaben, indem er mit einem Haar ihre Nasen kitzelte. Ein andres Mal erhielt er den Fisch Ssakt dadurch, daß er die Möwe mit dem Reiher in Streit brachte; die merkwürdigste aber aller seiner Taten war, als er das Licht an seinen Platz stellte.

Bis zu dieser Zeitperiode nämlich leuchteten Sonne, Mond und Sterne noch nicht am Himmel, sondern sie lagen bei einem reichen und mächtigen Häuptlinge in drei verschiedenen Kisten aufbewahrt, die er so schützte, daß sie niemand anrühren durfte. Als Jeshl dies erfuhr, wandelte ihn die Lust an, dieselben zu erhalten. Es folgt hier nun die Erzählung, wie er zum Ziele gelangte.

Der eben erwähnte Häuptling hatte eine Tochter, die er dermaßen liebte und verzärtelte, daß es ihr nicht erlaubt war, zu essen und zu trinken, bevor der Vater die Speise und den Trank besehen hatte. Jeshl, diese Verhältnisse kennen lernend, sah bald ein, daß es nur dem Enkel des Häuptlings möglich sei, das Licht zu erhalten, und faßte daher den Entschluß, sich von dessen Tochter von neuem gebären zu lassen. Diese gewissermaßen schwere Aufgabe war dem Jeshl nur ein leichtes, da er imstande war, jede ihm beliebige Gestalt anzunehmen. Deshalb verwandelte er sich nun in ein Gräschen, lehnte sich an das Geschirr, aus welchem die Häuptlingstochter zu trinken pflegte, und als sie nach der gewöhnlichen Untersuchung das Geschirr nahm, um zu trinken, da hüpfte Jeshl als Gräschen in ihren Hals und wurde verschlungen. Das Resultat

davon war ihre Schwangerschaft. Und als die Zeit der Geburt herannahte, breitete der Vater Seeotterfelle aus; allein trotz aller Bemühungen und Hilfeleistungen der Dienerschaft konnte sie nicht entbunden werden. Da führte sie ein uraltes Weib in den Wald, und sobald sie sich dort auf ein Mooslager gelegt hatte, ward ihr ein Sohn geboren.

Niemand wußte, daß das neugeborene Kind Jeshl war. Der Großvater freute sich sehr ob der Geburt des Enkels und liebte ihn fast noch mehr wie seine Tochter. Einst fing Jeshl an stark zu weinen, so daß niemand ihn beruhigen konnte; was man ihm auch gab, das warf er fort und schrie noch mehr und zeigte nur mit der Hand nach der Stelle, wo die Kisten mit den Himmelslichtern hingen. Diese ihm zu geben, war jedoch ohne Einwilligung des Großvaters unmöglich. Als aber des Schreiens kein Ende war, gab ihm der Alte einen Kasten, und siehe da, Jeshl hörte auf zu weinen und fing froh mit demselben an zu spielen. So zog er spielend den Kasten auf den Hof, und als er bemerkte, daß er nicht streng bewacht wurde, öffnete er den Deckel, und — sogleich fanden sich Sterne am Himmel ein; der Kasten aber war leer. Des Alten Trauer über den Verlust seines Schatzes war unaussprechlich groß, doch schalt er nicht den geliebten Enkel, welcher bald darauf zur Erlangung des zweiten Kastens, worin der Mond verborgen war, eine ähnliche List anwandte.

Endlich wollte er auch den letzten haben, den wertvollsten von allen, der die Sonne in sich barg, doch reichte die alte List nicht mehr hin; der Großvater blieb unbeweglich. Da fing Jeshl an so stark zu schreien, daß er weder aß noch trank und dadurch schwer erkrankte. Es tat endlich der Enkel dem Großvater leid, und er gab ihm den letzten Kasten, jedoch mit dem strengen Befehl, nachzusehen, daß der Deckel nicht geöffnet würde. Als aber Jeshl mit dem Kasten auf den Hof kam, verwandelte er sich in einen Raben und flog mit dem Kasten davon. Auf dem Wege hörte er Stimmen, doch konnte er keine Menschen sehen, weil noch kein Licht die Erde



Juneau, Alaska.

erleuchtete. Diese fragte er, ob sie wohl wünschten, daß es Licht werde. Sie aber antworteten ihm: „Du betrügst uns, denn du bist nicht Jeshl, der allein uns Licht bringen kann." Um die Ungläubigen zu überzeugen, öffnete Jeshl den Deckel und — es schien die Sonne am Himmel in ihrem vollen Glanze. Die Menschen aber liefen davon in verschiedenen Richtungen, einige nach den Bergen, andere in den Wald und noch andre ins Wasser, und sie verwandelten sich in verschiedene Tiere, je nach ihrem Aufenthaltsorte.

Das Feuer war auch noch nicht da, sondern befand sich auf einer Insel im Meere. Jeshl flog in seiner Vogelhaut dahin, nahm ein unausgebranntes Holzstück in seinen Schnabel und eilte mit aller Geschwindigkeit zurück; doch war der Weg so lang, daß fast das ganze Holz und sogar ein Teil seines Schnabels abbrannte. Sowie er jedoch am Ufer anlangt, wirft er die nachgebliebene glühende Asche auf die Erde, und die zerstreuten Funken fallen in Steine und in Holz. Deshalb, sagen die Thlinkiten, tragen noch jetzt diese beiden Feuer in sich, denn aus dem Stein schlägt man Funken mit dem Stahl, und Holz, aneinander gerieben, gibt Feuer.

Süßes Wasser war ebenfalls nicht da, weder auf den Inseln noch auf dem Festlande, sondern befand sich auf einer kleinen Insel, etwas östlich von der Insel Sitka, in einem Brunnen, auf dem ein ewiger Wächter, namens Khanukt, der Stammvater des Wolfsgeschlechtes, ruhte. Jeshl wendet wieder List an, um dieses Wasser zu erhalten. Er nahm davon, so viel er konnte, in seinen Mund, flog damit nach den Inseln und dem Festlande und ließ fliegend hier und da einige Tropfen fallen. Und dort, wo kleine Tropfen fielen, fließen gegenwärtig Quellen und Bäche, wohin er aber große Tropfen warf, da bilden sich Seen und Flüsse. Welche List Jeshl anwandte, dem Khanukt das Wasser zu entwenden, das bildet eine besondere Geschichte.

Khanukt ist in der Mythologie der Thlinkiten eine geheimnisvolle Person ohne Anfang und ohne Ende, älter und mächtiger als Jeshl, spielt aber eigentlich nur in dieser Wassergeschichte eine

Rolle. Er war wie Jeſhl ein Menſch und bewohnte die oben-erwähnte Inſel, auf der ſich ein viereckiger, ſteinerner Brunnen, mit einem ſteinernen Deckel verſehen, befindet. Im Innern des-ſelben iſt ein ſchmaler, gefärbter Streifen zu ſehen, der anfangs nicht geweſen, ſondern damals entſtanden ſein ſoll, als Jeſhl aus demſelben Waſſer ſtahl. Dieſes Waſſer beſitzt beſondere Eigen-ſchaften. Wäſcht z. B. ein Unreiner ſeine Hände darin, ſo ver-ſchwindet das Waſſer aus dem Brunnen und ſammelt ſich am Meeresufer an. Die ganze Gegend wird noch jetzt Khanuktin, d. h. Waſſer des Khanukt, genannt, weil zu den Zeiten, als Jeſhl für das Wohl der Menſchheit ſeine Abenteuer unternahm, Khanukt den Brunnen ſo ſtreng bewachte, daß er ſeine Hütte auf demſelben baute und auf deſſen Deckel ſchlief.

Einſt fuhr Khanukt mit ſeinem Boote auf dem Meere umher, und dem ebenfalls in ſeinem Boote ſitzenden Jeſhl begegnend, fragte er: „Wie lange lebſt du ſchon in der Welt?“ Jeſhl antwortete, daß er ſchon geboren wäre, als die Erde noch nicht auf ihrem Platze ſtand. „Aber wie lange lebſt denn du in der Welt?“ fragte ihn Jeſhl. „Seit der Zeit,“ entgegnete Khanukt, „als von unten die Leber herauskam.“ — „Ja,“ ſprach Jeſhl, „dann biſt du älter als ich.“ — Alſo gegeneinander prahlend, verließen ſie allmählich das Ufer. Und Khanukt, der wünſchte, vollends ſeine Macht und Kraft dem Jeſhl zeigen zu können, zog ſeinen Hut vom Kopfe, und ſo-gleich entſtand ein ſtarker Nebel, worauf ſich Khanukt ein wenig von ſeinem Gefährten entfernte, ſo daß dieſer ihn nicht ſehen konnte. Da ward dem Jeſhl bange, und er hub an, den Khanukt beim Namen zu rufen. Dieſer aber ſchwieg und hielt ſich verborgen. Als nun Jeſhl ſah, daß er im Nebel nichts ausrichten konnte, fing er endlich an zu weinen und zu heulen. Da kam Khanukt zu ihm und ſagte: „Nun, was weinſt du denn?“ Mit dieſen Worten ſetzte er ſich den Hut wieder auf, und der Nebel verging; und durch ſelbige Handlung erzwang er dem Jeſhl den Ausruf: „Du biſt mächtiger als ich.“

Darauf lud Khanukt den Jeshl zu sich ein, und in der Wohnung des ersteren angekommen, ward Jeshl unter anderm auch mit frischem Wasser beköstigt, welches ihm so gut gefiel, daß er nicht genug davon trinken konnte. Nach dem Essen begann Jeshl von seinen Taten und Abenteuern zu erzählen, und so interessant auch seine Erzählungen waren und obgleich Khanukt ihm anfangs mit Aufmerksamkeit zuhörte, so fiel er dennoch in einen festen Schlaf, leider aber auf dem Deckel des Brunnens. Da sann Jeshl auf List. Er nahm die Exkremente eines Hundes, legte sie leise unter den Schlafenden, entfernte sich ein wenig, und sich die Nase festhaltend, hub er an zu schreien: „Steh' auf, Khanukt, sieh' nur nach; du scheinst nicht recht gesund." Khanukt erwachte von dem Geschrei, und diese ungewöhnliche Nachricht machte ihn derartig betroffen, daß er die von Jeshl untergeschobenen Krankheitssymptome für wirklich hielt und hinauslief, um sich im Meere zu waschen. Da eilte Jeshl zum Brunnen, öffnete den Deckel und trank aus demselben, soviel er nur konnte. Nachdem er noch den Mund mit Wasser gefüllt, verwandelte er sich in einen Raben und wollte durch den Rauchfang der Hütte entfliehen, wurde aber dort durch irgend etwas aufgehalten. Bald kehrte Khanukt zurück, der im zappelnden Raben gleich seinen Gast erkannte, weshalb er Feuer anmachte und Jeshl zu räuchern begann. Davon, meinen die Thlinkiten, sei der Rabe schwarz geworden, denn bis dahin soll er weiß gewesen sein. Es ermüdete wohl endlich Khanukt, so daß Jeshl entkam und Wasser auf die Erde tröpfeln ließ.

Die Thlinkiten glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Seelenwanderung. Die Seele geht aber nicht auf Tiere über, sondern auf Menschen und zwar gewöhnlich auf Verwandte weiblichen Geschlechts. Sieht z. B. ein schwangeres Weib im Traume einen ihrer verstorbenen Verwandten, so heißt es, daß sich die Seele desselben bei ihr eingefunden hat. Oder hat das neugeborene Kind irgendeine Ähnlichkeit mit einem Verstorbenen, so gilt es nicht anders, als daß derselbe auf die Erde zurückgekehrt ist, und der

Neugeborene erhält denselben Namen. Oft hört man die Thlinkiten sagen: „Wenn ich sterbe, möchte ich gern in dieser Familie wieder-



Fjord im King-William-Sound.

geboren werden". Andre rufen aus: „Ach möchte ich doch bald erschlagen werden, so käme ich vielleicht unter besseren Umständen

auf diese Welt zurück.“ Die Seelen derjenigen, welche verbrannt werden, haben es in der andern Welt warm, andre müssen daselbst Frost leiden. Die Seelen derjenigen, zu deren Ehren Sklaven geopfert werden, brauchen sich dort nicht selbst zu bedienen.

Die Mythen der Thlinkiten reden ebenfalls von einer allgemeinen Überschwemmung oder Sündflut, bei welcher sich die Menschen in einem großen schwimmenden Gebäude retteten. Bei der Abnahme des Wassers strandete dasselbe auf einem unter der Oberfläche befindlichen Felsen und zerbrach infolge seiner Schwere in zwei Teile, als das Wasser seinen früheren Stand eingenommen hatte. Und daher rührt die Verschiedenheit der Sprachen; auf der einen Hälfte blieben die Thlinkiten, auf der andern alle übrigen Völkerschaften der Erde.

Zu Anfang dieser Flut mußten sich zwei Geschwister voneinander trennen. Der Bruder hieß Chethl, d. h. Donner oder Blitz, die Schwester Aghischanukhu, d. h. unterirdisches Weib. Beim Abschied sprach Chethl zur Schwester: „Ferner wirst du nimmermehr mich sehen, aber hören, solange ich am Leben.“ Darauf zog er die Haut eines ungeheuer großen Vogels an und flog darin nach der Weltgegend, die wir Südwest nennen. Die Schwester aber bestieg nach der Trennung den Gipfel des nahe bei Sitka gelegenen Berges Edgecomb. Es öffnete sich seine Spitze und verschlang sie. Daher rührt noch jetzt auf diesem Berge das große Loch (der Krater, der Edgecomb ist ein erloschener Vulkan). Und sowie es Chethl versprach, vergaß er nicht seine Schwester, sondern kommt noch jährlich nach Sitka geflogen; Donner ist das Geräusch seiner Flügel, Blitz ist der Glanz seiner Augen.

Beim Fortleben der Schwester im Innern des Berges zielt die Mythe auf seine vulkanische Natur. Nach den Begriffen der Thlinkiten ruht die Erde, als Platte betrachtet, auf einem Pfeiler, der dieselbe im Gleichgewichte erhält. Diesen Pfeiler hält nun die menschenliebende Aghischanukhu und beschützt ihn, damit die Erde nicht umfalle und ins Wasser stürze. Wenn aber Gottheiten, welche

die Menschen hassen, mit ihr um den Besitz des Pfeilers kämpfen, um die Erde mit ihren Bewohnern zu zerstören, dann erzittert die Erde (Erdbeben); allein sie ist stark genug, ihren Pfeiler zu verteidigen.

Außer den obenerwähnten Mythen und Sagen haben die Thlinkiten noch viele andre, die alle hier zu erwähnen viel zu weit führen würde. Auffallen muß uns die große Ähnlichkeit ihrer religiösen Dogmen und historischen Urkunden mit dem alten und neuen Testament, und der Verdacht liegt nahe, daß dies Material nicht rein thlinkitisch ist, sondern daß die biblische Geschichte der Christen einen nicht unerheblichen Anteil daran hat. Wir finden bei den Thlinkiten einen Gott, der ohne Anfang und ohne Ende ist, eine Sündflut, deren Ergebnis die Zersplitterung der Menschen in verschiedene Stämme mit verschiedenen Sprachen ist, ein Ereignis, das wir mit dem Turmbau von Babel in Verbindung bringen. Jeshl ist der Christus der Thlinkiten, der sich auf die Erde begibt, Wunder wirkt und sein Leben in die Dienste der Menschen stellt; und endlich glauben sie an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Seelenwanderung.

Wie bei den meisten nordischen Völkern spielen auch bei den Thlinkiten die Zauberer oder Schamanen eine große Rolle; sie vertreten gewissermaßen die Stelle des Priesters, und ihre Worte und Handlungen werden von den Gläubigen als untrüglich betrachtet.

Zum Unterschied von den Aleuten und Konjagen hat der Thlinkite einen verabscheuungswürdigen Charakter. Er lügt, stiehlt, ist heimtückisch und grenzenlos egoistisch, er spielt, trinkt und kennt keine Moral, kurz, alle schlechten Eigenschaften eines Menschen scheinen sich in ihm vereint zu haben. Ich könnte mir keine größere Strafe denken, als nochmals sechs Monate wie im Jahre 1904 unter diesem Gesindel zubringen und von ihnen abhängig sein zu müssen.

Mit der Besitznahme Alaskas durch die Amerikaner fand ein gänzlicher Umschwung im Lande statt, denn während die Russen sich den Sitten und Gebräuchen der Einwohner anpaßten, taten die

Amerikaner dieses nicht; die Indianer verloren sehr schnell ihre Individualität und nahmen alle schlechten Eigenschaften der neuen Ankömmlinge an, bis heute nichts mehr von den alten Thlinkiten übrig ist. Die meisten von ihnen sind zum Christentum bekehrt, ohne der Religion irgendeine Bedeutung zuzumessen; von den Traditionen ihrer Väter haben sie keine Ahnung mehr; ihr Körper ist verweichlicht, sie baden nie mehr in der See, tragen nur europäische Kleider und machen Anspruch auf alle Lebensbedürfnisse und Luxusartikel der Weißen. Man kann die Amerikaner kaum für den gänzlichen moralischen Untergang dieses Volkes verantwortlich machen, denn die Zustände in Britisch-Columbien, das von den besten Kolonisatoren der Welt, den Engländern, verwaltet wird, sind ebenso trostlos, und man muß annehmen, daß das Material das denkbar schlechteste ist zur Aufnahme der Zivilisation.





Zwölftes Kapitel.

Industrien.

Minenbetrieb. – Lachsfang. – Fuchszucht.

In keinem Lande der Erde haben die Menschen wertvolle Mineralien auf einem so großen Komplex verteilt gefunden wie in Alaska. Wir haben gesehen, daß die russisch-amerikanische Kompanie fast ein Jahrhundert lang ungeheure Reichtümer in Gestalt der Pelze aus dem Lande ausführte; aber diese sind nur klein im Vergleich zu dem Wert, den Alaska in Mineralien in sich birgt. Die Küsten des Landes, 26500 Meilen lang, die Flüsse, Buchten und Seen wimmeln von Fischen, während tausend Täler und ebensoviele Berge des Inneren mit herrlichen Wäldern bedeckt sind, deren Wert uns die Zukunft erst lehren wird.

In allen Teilen des Landes hat man Gold gefunden, von Juneau bis zum Kotzebue-Sund, von der kanadischen Grenze bis zur See, und zwar meistens in solchen Quantitäten, daß sich die Bearbeitung der Felder lohnt. Im äußersten Nordwesten Alaskas hat man Zinn in großen Lagern entdeckt; außerdem ist Silber, Kupfer, Blei, Zinnober, Graphit und Bismut im Lande vertreten.

Die Entdeckung dieser Mineralien, zumal der goldführenden Quarzschichten, zog bald eine Legion von Abenteurern an, die auf der Jagd nach dem Glück das ganze Land durchstreiften. 1875 finden wir die ersten Goldminen am Dease-See in Britisch-Columbien; dann wurden die reichen Goldfelder am Yukon-Fluß entdeckt, das



Viel Wasser ist Hauptsache bei der Goldgewinnung in Nome.



Nome-Goldwäscher, Handbetrieb.



Viel Wasser ist Hauptsache bei der Goldgewinnung in Nome.



Nome-Goldwäscher, Handbetrieb.

heute weltberühmte Dawson; es folgte 1898 Nome mit seinem ungeahnten Reichtum und endlich Fairbanks am Tanana-Fluß, erst vor vier Jahren entdeckt und, wie es scheint, ein neues Eldorado für den Bergmann. — Die am weitesten nach Norden gelegene



Goldgewinnung mit Wasserkraft.

Handelsstation der Russen war Michaelovski an der Mündung des Yukon-Flusses gewesen, das heutige St. Michael. Das nördlich von hier gelegene Land war zur Zeit der Übernahme der russischen Kompanie durch die Vereinigten Staaten nur wenig bekannt; der hier meist herrschende Nebel und die argen Stürme hielten lange Zeit die Goldsucher davon ab, weiter nach Norden vorzudringen.



Fort Liscum, amerikanische Militärstation im Golf von Valdez.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelte sich nördlich von der Beringstraße eine bedeutende Industrie, nämlich die des Walfischfanges. Wir finden um diese Zeit mehr denn 100 Walfischfänger im Beringmeer und im Süden des arktischen Ozeans mit dem Fang des wertvollen Polarwales beschäftigt; der Wert des erzielten Öles und Fischbeines wird auf 400 Millionen Mark berechnet. Heute gehen alljährlich höchstens 12—15 Walfischboote nach dem Norden, die Zahl der Wale hat erheblich abgenommen oder sie haben sich in andre Gegenden verzogen; darüber gehen die Ansichten auseinander.

Es waren drei skandinavische Fischer, welche im September des Jahres 1898 in den kleinen Strömen der Seward-Halbinsel Gold fanden, und diese Entdeckung rückte plötzlich das bisher im Dunkeln gelegene nordwestliche Alaska in den Vordergrund des Interesses. Das Gerücht der reichen Funde verbreitete sich bald nach Süden; 1899 wurden 6000 und 1900 15000 Menschen an der Stelle gelandet, wo heute die Stadt Nome steht, und während diese alle ihr Augenmerk auf die goldführenden Ströme lenkten, machten einige amerikanische Soldaten die Entdeckung, daß der Sand am Meeresufer, auf dem eine Stadt von Zelten stand, große Quantitäten Gold enthielt. Man teilte sich schnell in das Terrain, und noch in demselben Jahre wurde Gold im Werte von 8 Millionen Mark aus dem Sande gewaschen. Im Anfang fehlte es natürlich an den nötigen Utensilien und Maschinen, um das Gold vom Sande zu scheiden; man benutzte mit Vorliebe den sogenannten „Rocker", eine Art von Sieb, das auf und ab bewegt wird, und auf dessen Boden Quecksilber das Gold auffängt. Es wird erzählt, daß ein Bergmann einen alten Apparat dieser Art von einem Eskimo für eine Mark erstand und denselben dann an vier andre Bergleute für die Hälfte des damit erzielten Goldes vermietete. Nach 13 Tagen betrug sein Anteil 11200 Mark. An einer andern Stelle des Ufers erzielten zwei Arbeiter in drei Tagen reines Gold im Werte von 15200 Mark.

Das Vorhandensein des Goldes im Ufersand ist dadurch erklärlich, daß viele kleine Ströme jahrhundertelang goldhaltigen Treibsand an ihrer Mündung abgelagert und dadurch Sandbänke gebildet haben, während das Meer selbst langsam zurückgetreten ist. Die Goldproduktion des Nome-Distrikts hat sich mit jedem Jahre gesteigert; im vorigen Jahre betrug sie 20 Millionen und die diesjährige wird auf 24 Millionen Mark geschätzt. Diese Zahlen scheinen nicht besonders groß; man muß aber bedenken, daß im Durchschnitt nur 100 Tage im Jahr gearbeitet werden kann, des strengen Klimas wegen, und daß zur Erlangung der 24 Millionen nur ein verhältnismäßig ganz geringes Kapital erforderlich ist. Für die Summe von 40 Millionen Mark kann man heute sämtliche Goldminen und Reserven von Nome aufkaufen; somit würde bei einer Ausbeute von 20 Millionen jährlich nach zwei Jahren bereits das ganze Anlagekapital zurückverdient sein. Im Jahre 1895 betrug die Goldausfuhr aus Alaska 9600000 Mark, im Jahre 1905 60 Millionen Mark. Diese Zahlen sind aber ungenau und repräsentieren nur das amtlich registrierte Gold, während außerdem Millionen persönlich von Bergleuten ausgeführt werden, die in den Statistiken nicht figurieren.

An vielen Stellen Alaskas, besonders auf der Alaska-Halbinsel, hat man Kohle gefunden in guter und schlechter Qualität. Im Anfang der Entdeckung dieser Kohlenfelder ist man aber kopflos zu Werke gegangen und hat viel Geld in wertlose Felder gesteckt, wodurch die guten in Mitleidenschaft gezogen wurden, so daß heute, außer für lokalen Gebrauch, keine Kohle in Alaska gefördert wird. — Die Ölindustrie steckt noch in den Kinderschuhen; man hat auf der Kayak-Insel mit Erfolg Öl gebohrt, die Quellen sind aber kommerziell nicht ausgenutzt worden.

Nach der Gewinnung von Mineralien ist in Alaska die wichtigste Industrie der Fischfang und die Konservierung der Lachse oder Salme. Im Atlantischen Ozean finden wir nur eine Sorte von Salm, während der Stille Ozean sechs Sorten birgt, davon fünf an



Dutch Harbour.

der amerikanischen Küste und eine an der japanischen. Alle Lachse sind Seefische, die nur die Flüsse hinaufgehen, um zu laichen; in den Flüssen geboren, gehen sie sofort in die See und bleiben hier 3—4 Jahre, dann gehen sie wieder die Flüsse hinauf und zwar stets den Fluß, in dem sie geboren wurden. Während der atlantische Salm bei seinem Aufenthalt im Fluß Nahrung zu sich nimmt und, nachdem er seine Eier abgelegt hat, wieder in das Meer zurückkehrt, genießt der Salm des Stillen Ozeans nichts in den Flüssen und stirbt in allen Fällen nach beendeter Laichzeit im süßen Wasser an Erschöpfung. Wer im Spätherbst das Ufer eines Flusses oder Sees in Alaska besucht, in dem die Lachse laichen, der kann ungezählte Millionen dieser Fische verendet im Wasser schwimmen oder am Lande liegen sehen, ein trauriger Anblick, verbunden mit einem unausstehlichen Geruch.

Sobald die Flüsse Alaskas eisfrei sind, d. h. Ende Mai oder Anfang Juni, beginnen die Lachse ihre Reise stromaufwärts, wobei sie so weit wie möglich zu kommen suchen. Im Hochsommer findet man sie an den Quellen des Columbia, des Sakramento, des Naß, Stikine und andrer Flüsse; die größte Distanz legt der Salm aber im Yukon-Fluß zurück, in dem er bis zum Bennett-See hinaufsteigt, der 4800 km von der Mündung gelegen ist. Der Anblick, den uns ein Fluß darbietet, in dem die Lachse stromaufwärts streben zu ihrem sicheren Untergang, ist geradezu unglaublich; das ganze Flußbett ist eine einzige Masse von Fisch. Tausende von ihnen verlieren schon unterwegs ihr Leben durch Mangel an Wasser oder durch Wunden, die sie sich in ihrem wilden Eifer, vorwärts zu kommen, an spitzen Steinen beibringen.

Gefangen werden die Lachse an den Mündungen der Flüsse, wo Netze gespannt werden, an denen die Lachse entlang zu schwimmen gezwungen sind, bis sie in den sogenannten „Pot“ kommen, aus dem es kein Entweichen mehr gibt. Der „Pot“ besteht aus einem quadratförmigen, 24 Fuß großen Netz, und dieses wird zweimal täglich bei Ebbe mittelst Dampfkranen hochgezogen und die Fische

werden in Boote geworfen, die von Dampftendern nach der Fabrik gezogen werden.

Ferner werden zum Lachsfang große Netze verwandt, die von Dampfbooten gezogen werden; man hat vor einigen Jahren in Karluk auf der Kodiak-Insel auf diese Weise in einem Zuge 100000 Fische gefangen; 15—25000 ist aber das gewöhnliche Resultat. Sobald das Boot mit den Fischen an der Fabrik angekommen, werden die Tiere, noch lebend, mittelst Spießen in Körbe geworfen, die ein Dampfkran auf eine schiefe Ebene entleert. Auf dieser rutschen sie direkt in das Fabrikgebäude, wo sie wiederum mit Spießen empfangen werden. Schon nach vier Minuten haben Maschinen den Fisch aufgeschnitten, gereinigt und in der Konservenbüchse verlötet; diese wird dann gekocht und ist zum Versand fertig. Der Wert des auf diese Weise konservierten und in den Handel gebrachten Salmes betrug im Jahre 1903 50 Millionen Mark.



Die Tatsache, daß mit jedem Jahre die Zahl der guten Felle — sei es der Otter, Sealskin, Zobel oder Fuchs —, die auf den Weltmarkt kommt, rapide abnimmt, hat die Amerikaner auf den Gedanken gebracht, diese Tiere in der Nähe ihrer Heimat zu züchten und sie zugleich vor der gänzlichen Ausrottung zu bewahren. Vor ungefähr 20 Jahren wurden auf der St. Paul-Insel 20 Füchse gefangen und auf der Insel North Semidi ausgesetzt; es waren Blaufüchse, von denen man durch lange Beobachtung wußte, daß sie zahmer sind wie ihre anders gefärbten Rassebrüder, und an denen man um so leichter experimentieren konnte, in welchem Zahlenverhältnis von Männchen zum Weibchen sie sich am besten fortpflanzen und welche Nahrung ihnen am besten zusagte und zugleich billig genug war, um das Unternehmen lukrativ zu gestalten. Die Nachkommen dieser 20 Füchse wurden dann auf andre Inseln ausgesetzt, bis heute auf etwa 50 die Fuchszucht betrieben wird. Im Anfang, als man noch nicht die nötige Erfahrung gesammelt hatte,



Eine der Semidi-Inseln, auf der Füchse gezüchtet werden.

stieß man auf große Schwierigkeiten; die Erfolge einzelner Inseln aber bewiesen, daß das kühne Unternehmen nicht aussichtslos war. Die Füchse werden von eigens dazu angestellten Leuten gefüttert, hauptsächlich mit getrocknetem und gesalzenem Fisch und Mehl; sie lernen bald den Futterplatz kennen und finden sich dort regelmäßig einmal am Tage, zur Mahlzeit, ein. Die Jungen werden im Mai geworfen, meist 5—8 in einem Wurf; man rechnet aber, daß nur 4 aufwachsen und sich fortpflanzen, obgleich bis zu 11 Junge in einem Nest gefunden worden sind. Wenn die Jungen noch klein sind, wird das Futter nicht nur auf den Futterplatz gebracht, sondern auf der ganzen Insel verteilt, teils weil die Mutter ihre Sprößlinge nicht gern lange allein läßt, teils weil der männliche Fuchs häufig die Jungen tötet, wenn er sie von der Mutter verlassen findet.

In den Wintermonaten, wenn die Felle am besten sind, werden die Füchse in Fallen mit Falltüren gefangen; die besten werden wieder in Freiheit gesetzt zur Zucht, nachdem man sie durch Kupieren der Rute kenntlich gemacht hat. Der Aleuten-Archipel und die vielen dem Festlande vorgelagerten und unbewohnten Inseln, es gibt deren Hunderte, werden von den Vereinigten Staaten für wenig Geld an die Züchter vermietet, die häufig Europäer und Amerikaner sind, welche Indianerinnen geheiratet und sich hierher zurückgezogen haben, da ihre Frauen in der Heimat nicht hoffähig wären. Außer dem Blaufuchs hat man auch Versuche gemacht, den weit wertvolleren Silberfuchs zu züchten. Letzterer ist aber weit weniger zuversichtlich und weigert sich, in die Falle zu gehen, weshalb man ihn mit Fangeisen fängt, mit dem unvermeidlichen Nachteile, daß man das Tier stets töten muß und die guten Exemplare nicht wieder freilassen kann zur Zucht. Bis vor kurzem hat man vorausgesetzt, daß die Füchse böse Polygamisten seien, und auf einen Fuchs fünf Weibchen gerechnet; die Erfahrung hat aber gelehrt, daß Reineke viel moralischer ist, wie die Menschen geglaubt haben, und man hat bessere Resultate erzielt, indem man ihm weniger Konkubinen zuerteilt hat.



An der Küste Alaskas.



Dreizehntes Kapitel.

Fauna. — Klima.

Alaska ist mit einer herrlichen Fauna gesegnet, die ebenso reichhaltig wie wertvoll ist, die für den Pelzhändler ungeheuren Nutzen bietet und des Jägers Herz höher schlagen läßt. An jagdbarem Wilde steht an der Spitze der Elch, verwandt mit dem Europas und dem des östlichen Amerika, aber wissenschaftlich unterschieden. Nirgends erreicht das Tier eine solche Körpergröße und Auslage des Geweihes wie in diesem Lande. Wir finden den Elch nur im Innern des Landes, nicht an den Küsten; nur die Kenai-Halbinsel macht hiervon eine Ausnahme. Hier gab es bis vor etwa 20 Jahren keine Elche. Die alten Indianer erinnern sich noch der Zeit, da der erste Elch am Kenai-See erlegt wurde; man warf sein Wildpret den Hunden vor, da man das Tier nicht kannte. Erst als es diesen gut bekam, begann man die Elche ihres Wildprets wegen zu jagen. Was die Elche veranlaßt hat, auf der Kenai-Halbinsel einzuwandern, vermag niemand zu sagen; sie scheinen sich sehr wohl hier zu fühlen, nehmen alle Jahre an Zahl bedeutend zu, und es dürfte kaum ein andres Land geben, wo die Elche so massenhaft auftreten wie auf Kenai.

Während der Elch auf der Halbinsel einwanderte, verließ das Renntier das Land, das zum großen Teil aus Tundra besteht, dem Lieblingsterrain dieser Tiere. Man findet die Renntiere mehr oder weniger über ganz Alaska verbreitet; aber sie wandern beständig, verschwinden zeitweise gänzlich aus einem Revier und treten in einem andern auf. Man unterscheidet zwei Arten von Renntieren,

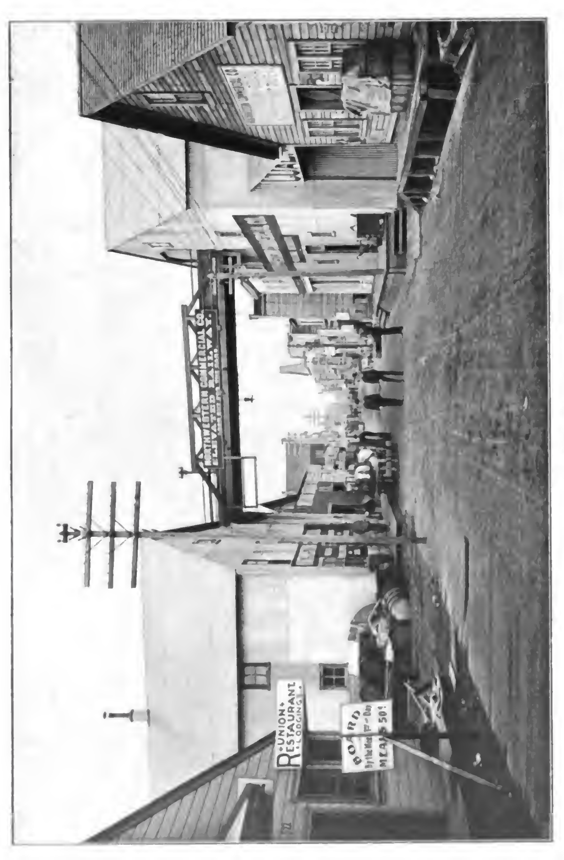
das Tundren- und das Wald-Renntier. Erstere ist die am weitesten verbreitete Art; sie hält sich im Sommer hauptsächlich an der Küste des Arktischen Ozeans auf und geht im Herbst in die Wälder, während letztere Art bewaldete Landstriche bewohnt und im Frühjahr nach dem Süden wandert.

Eine der schönsten Trophäen, welche der Jäger in Alaska erbeuten kann, ist das Wildschaf, welches im ganzen Lande da vertreten ist, wo es hohe Berge gibt. Auf der Kenai-Halbinsel, wo man die Schafe leicht erreichen kann, ist dieses prächtige Wild schon ziemlich durch den Jagdeifer der Indianer reduziert worden; weiter im Innern hingegen wird von den wenigen Goldgräbern, die dort gewesen sind, noch von großen Rudeln berichtet.

Bären gibt es allenthalben in Alaska, man könnte fast behaupten in jeder Quadratmeile, mit Ausnahme des hohen Nordens. Schwarze und braune Bären leben zusammen in demselben Revier in den Wäldern und auf der Tundra, während wir den Eisbären nur im hohen Norden, in der Nähe des arktischen Polarkreises, finden.

An wertvollen Pelztieren birgt Alaska den Fuchs, Nerz, Zobel, Luchs, Biber, Hermelin und die Landotter. In der See finden wir das Walroß, den Seelöwen, Seebären, Seehund und die Seeotter. Von den im Wasser lebenden Tieren sind die Seebären, von denen der sogenannte Sealskin herrührt, und die Seeotter die wertvollsten. Die Indianer jagen die Seeotter, indem sie bei ganz ruhiger See auf das Meer hinausfahren, und zwar zu so vielen Baidaren wie möglich. Wenn die Seeotter dann an die Oberfläche des Wassers kommt, um zu atmen, wird sie beschossen, früher mit Pfeilen, heute mit Schrotflinten. Man hat das Tier seines wertvollen Pelzes wegen (ein gutes Seeotterfell hat einen Wert von 4—5000 Mark) so stark verfolgt, daß nur noch wenige Exemplare erbeutet werden in der Nähe der Aleuten-Inseln und am Kap Lopatka, der Südspitze Kamtschatkas.

Einen größeren Wert wie alle andern Pelztiere zusammen hat der Seebär. Der Fang dieser Tiere wird hauptsächlich auf den



Straße in Nome.

Kommodore- und den Pribylowschen Inseln betrieben. Die ersteren sind russisch und liegen in der Nähe Kamtschatkas, die letzteren sind amerikanisch und liegen im Norden der Alaska-Halbinsel. Das erwachsene Männchen wird von den Indianern Sekatsch genannt, wenn es wenigstens sechs Jahre alt ist und eine Herde von Weibchen besitzt oder imstande ist, eine solche zu besitzen; seine Größe übertrifft die des Weibchens drei- bis viermal. Im Frühjahr ziehen die Sekatsche gen Norden und erreichen durch den Unimak-Paß die Pribylow-Inseln, auf deren felsigen Gestaden sie sich gleich nach ihrer Ankunft zum Schlafen niederlegen. In der Mitte des Monats Mai kommen nach und nach die Weibchen auf den Inseln an und der Sekatsch schwimmt nun in das Meer hinaus, um so viel als möglich von ihnen für seinen Harem einzufangen, und zwar soll er es auf die stattliche Zahl von 150 Konkubinen bringen. Während des Monats Juni gebären die Weibchen ihre Jungen, meist nur eines, nur in Ausnahmefällen zwei, und sobald sie sich von ihrem Wochenbett erholt haben, beginnt für sie die Brunftzeit. Der Sekatsch, welcher während dieser ganzen Zeit die Herde seiner Lieben ängstlich bewacht und Ausreißer mit Gewalt zurückgeführt hat, begattet nun eins nach dem andern nur einmal und soll zu diesem Akt in 24 Stunden 12—25 mal imstande sein.

Der Fang der Seebären beginnt im September, und zwar begibt sich eine Anzahl Menschen, mit Keulen versehen, zu dem Lagerplatz der Tiere, wo sie zunächst bemüht sind, dieselben vom Meere abzuschneiden und weiter ins Land hineinzutreiben. Dann werden die Tiere sortiert, d. h. man treibt diejenigen, welche zur Zucht verwendet werden sollen, ins Meer zurück und schlägt die übrigen, d. h. die jungen Tiere, tot. Während des Monats Oktober verlassen alle Seebären die Inseln des Nordens wieder und ziehen gen Süden, aber wohin, das vermag niemand zu sagen; sie verschwinden gleichsam von der Erde bis zum nächsten Frühjahr, wo ein jedes sich wieder an seinem gewohnten Platze auf den Kommodore- oder Pribylow-Inseln einfindet.

Die Vereinigten Staaten haben nach dem Ankauf Alaskas von Rußland das Recht, die Seebären auf den Pribylow-Inseln (die Tiere gehen ausschließlich auf diese und keine andern Inseln der amerikanischen Besitzungen) zu fangen, zunächst auf 20 Jahre an die Alaska Commercial Company von San Francisco für jährlich 200000 Mark und 10.50 Mark für jeden getöteten Seebär vermietet, und am Ende dieser Periode hatte die Kompanie den Ankaufspreis des ganzen Landes Alaska von 28 Millionen Mark an die Staaten bezahlt und selbst ungezählte Millionen an den Pelzen verdient. Es wurden in vielen Jahren 100000 Seebären pro anno getödtet. Im Jahre 1906 betrug die Zahl der erbeuteten Tiere nur noch 15300. Die Alaska Commercial Company hat die Inseln seit 1891 an die North American Commercial Company abgetreten, und diese bezahlt heute dem Staate 100000 Mark Miete pro anno und 46 Mark für jedes Fell.

Amerikanische Kreuzer bewachen die Inseln während des Sommers und sorgen dafür, daß kein Unbefugter auf ihnen landet und den Tieren nachstellt, bei welcher Gelegenheit ein Kriegsschiff in diesem Jahre viele Japaner beim Wilddieben abfaßte und zehn von ihnen tötete. Die Russen haben auf den Kommodore-Inseln Kosaken stationiert, welche auf jedes sich nähernde Schiff sofort schießen, die einzige rationelle Manier, um sich das unverschämte Volk der Japaner vom Halse zu halten.

Da in einem Lande, welches sich wie Alaska durch 21 Breitengrade erstreckt, die Witterungsverhältnisse verschieden sind, müssen wir drei Klimas unterscheiden, nämlich das der Küste des Stillen Ozeans, das des Beringmeeres und das des Innern. Die große Bergkette, welche die Küste des südöstlichen Alaska bildet, ist mit üppiger Vegetation bedeckt, und der warme Strom Kuro Siwo, der von Japan herüberkommt, bedingt hier ein mildes Klima und eine gleichmäßige Temperatur. Die jährliche Durchschnittstemperatur Sitkas, der Hauptstadt des Landes, ist 4° C, und die Variation zwischen der Sommer- und Wintertemperatur beträgt kaum 13° C.



Auf der Reede von Nome.

Die Atmosphäre ist fast beständig mit Feuchtigkeit geschwängert, die warmen Südwinde tragen ungeheure Mengen wasserschweren Nebels mit sich, der sich dann in Form von Regen und Schnee an der Küste, deren hohen Bergkamm er nicht zu übersteigen vermag, niederläßt. So kommt es, daß man an dieser Küste mit 90—100 Zoll Regen pro anno zu rechnen hat. Sonnige Tage gehören zu den Seltenheiten, und an 271 Tagen im Jahr schneit oder regnet es.

Wenn dieses Klima schon wenig verlockend für die Menschen ist, so finden wir im Beringmeer noch weit schlechtere Zustände. Hier ist Nebel der Normalzustand, die Durchschnittstemperatur ist weit niedriger, und die Variation zwischen Sommer und Winter beträgt 60° C.

Anders im Innern. Hier fällt nur wenig Regen, und das Klima ist arktisch, denn der Boden bleibt das ganze Jahr hindurch einen Fuß tief unter der Oberfläche gefroren. Der Sommer ist wärmer und der Winter kälter, da die Erde sich erheblich schneller erwärmt und abkühlt wie die See, durch deren Einfluß im allgemeinen hohe sowohl wie niedrige Temperaturen modifiziert werden.





Vierzehntes Kapitel.

Die Eskimos. — Die Minenstadt Nome. — Unalaska.

Wer sich zu Schiff der Seward-Halbinsel nähert, auf deren Südwestspitze Nome liegt, der sieht nicht wie an der sibirischen Küste himmelragende Berge, sondern es breitet sich vor seinen Augen eine öde, mit Moos bewachsene Ebene aus, Tundra genannt. Am Horizont sieht man den Kamm eines niedrigen Gebirges. Kein Baum, kein Strauch ergötzt das Auge, das Meeresufer ist flach und sandig, kaum, daß man Land und Meer aus der Ferne trennen kann. Nome steht mit der Außenwelt nur von Ende Juni bis Mitte August in Verbindung, das ganze übrige Jahr hindurch ist das Beringmeer nicht befahrbar. Zweimal während des Winters wird die Post mit Schlitten über Land befördert, viele tausend Meilen weit; die Schlitten werden von Hunden gezogen, die einen Wert von 1000—2000 Mark haben; denn nur eine gewisse Rasse und davon wieder die besten, sind einer solchen Aufgabe gewachsen.

Die Ureinwohner dieses Landes sind die Eskimos, ein Wort, das „Fischesser" bedeutet und ihnen quasi als schimpfliche Bezeichnung von den Indianern des Innern beigelegt worden sein soll; denn sie selbst nennen sich „Innuit", das heißt in ihrer Sprache „das Volk". Die Eskimos gleichen in ihrem Äußern entschieden den Japanern, und es gibt Anthropologen, welche die Behauptung aufstellen, daß erstere von den letzteren abstammen. Sie lassen die



Im Winter wird die Post durch von Hunden gezogene Schlitten nach Nome gebracht.

Vorfahren der heutigen Eskimos durch Asien, die Wiege aller Völker, wandern, die enge Beringstraße erreichen, die häufig im Winter zufriert und so auf den amerikanischen Kontinent gelangen. Andere wieder lassen die Eskimos von Mexiko nach Norden wandern



Eskimo-Schöne aus Nome.

und eine gemeinsame Abstammung mit den Indianern haben, indem sie die Verschiedenheit im Äußern der verschiedenen Umgebung zuschreiben.

Die Eskimos sind ausdauernde und widerstandsfähige Menschen, der Kampf ums tägliche Brot macht sie zu solchen; denn die Natur

hier im hohen Norden ist streng und verwöhnt die Menschen nicht mit ihren Gaben. Die Winterwohnungen der Eskimos sind, wie bei den sibirischen Völkern, unterirdisch, nur mit dem Unterschiede, daß man durch einen niedrigen Tunnel in das Haus gelangt, während die Asiaten durch die Dachöffnung hinuntersteigen. Die Sommerwohnungen bestehen heute aus Zelten; vor der Berührung mit den Weißen aber waren sie aus Tierhäuten gefertigt. Obgleich kein ausgesprochener Nomade, ist der Eskimo stets zum Reisen geneigt. Im Sommer ladet er häufig seine Familie und seine ganze Habe in große, aus Walroßhaut gefertigte Boote und begibt sich in weit entfernte Länder zum Handeln. Früher war die Hotham-Bucht der Rendezvousplatz aller Eskimos des nordwestlichen Amerikas, seit aber Nome solche Bedeutung gewonnen hat, kommen sie hierher, um ihre Waren abzusetzen, und sie geben den Straßen der Stadt, in der sie sich frei und ungeniert bewegen, ein eigenartiges Gepräge.

Ihr Charakter ist fried- und wahrheitsliebend, sie haben eine sonnige Natur und sind stets mit ihrem Los zufrieden. Schiffer, die an den Küsten ihres Landes Schiffbruch gelitten haben, beschreiben die Eskimos als freigebig und gastfreundlich, als zuverlässig und zuvorkommend.

In dem Werke »Nome and Seward Peninsula« schreibt E. S. Harrison ein Kapitel über die Volkskunde der Eskimos, dem ich folgendes entnehme: „Die Traditionen dieses Volkes wissen von einer Erschaffung der Welt, einer Sündflut, wir finden die Geschichte des Jonas und andre, an die biblische Geschichte erinnernde Legenden. Man kann aber heutzutage nur schwer beurteilen, wie viel hiervon Original-Eskimo ist, und wieviel sich auf die christlichen Missionare zurückführen läßt, deren Lehren das Volk nach seinem Geschmack ausgeschmückt hat.

Die Geschichte von der Erschaffung der Erde ist bei den Eskimos verschieden von der Bibel. Ihnen zufolge war die Erde zunächst flüssig und wurde erst im zweiten Stadium fest, schön und voll-

kommen. Dann wurde der Mann geschaffen, und zwar mit doppeltem Gesicht, so daß er nach Belieben vor- und rückwärts gehen konnte. Sein Schöpfer gab ihm Anweisungen, wie er zu leben und was er zu tun habe und ließ ihn allein, um die Herrlichkeiten des Lebens zu genießen. Als der Schöpfer sich entfernt hatte, erschien aber eine Krähe, flog über das Land und ließ im Fluge etwas aus ihrem Schnabel auf die Erde fallen, das war der böse Geist, den sie „Tunrak" nennen. Tunrak repräsentiert die Schlange des Paradieses; er überredet den bis jetzt vollkommenen Menschen, die Gebote seines Schöpfers nicht zu befolgen, und als dieser bei seiner Rückkehr die Unbotmäßigkeit des Menschen sieht, erzürnt er, schläfert ihn ein und schneidet ihn dann in zwei Stücke. Seither war der Mensch kein Doppelmensch mehr, sondern es waren zwei Teile, deren einer Mann und deren andrer Weib war.

Dann söhnt sich der Schöpfer wieder aus mit den Menschen, die ihm versprechen, fortan zu gehorchen. Aber der böse Geist Tunrak erscheint von neuem, lehrt die Menschen den Unterschied des Geschlechts und verführt sie zum Bösen, worauf der Schöpfer ihnen seine Gnade entzieht. Die Erde erkaltet darauf, die Vegetation verschwindet und die Nachkommen der ersten Menschen werden schlecht und verderbt. Es folgt die Sündflut, die alles verschlingt, nur der Walfisch kann sich retten, da er halb Fisch, halb Säugetier ist. Nachdem das Wasser zurückgetreten, sieht die Krähe, welche bei den Eskimos stets die Rolle eines Boten spielt und die sie bis auf den heutigen Tag verehren, einen kleinen Knaben auf der Erde, der noch lebt. Sie nimmt sich seiner an und schafft ihm eine Gefährtin; sie sind die Stammeltern des heutigen Geschlechtes.

Die Eskimos stehen auf dem Aussterbeetat, ihre Geschichte ist die der amerikanischen Indianer. Durch die Berührung mit der Zivilisation haben sie ihre Lebensweise geändert, durch die Einfuhr von alkoholischen Getränken durch die Weißen sind sie demoralisiert. Der Hang zum Trunke, den wir bei fast allen wilden Völkern finden,

ist bei den Eskimos besonders stark ausgeprägt; haben sie einmal von dem Feuerwasser gekostet, so sind sie lebenslänglich dem Schnapsteufel verfallen, ihr einziges Sinnen und Trachten ist fortan darauf gerichtet, sich in den Besitz von Getränken zu setzen. Skrupellose Händler und die Mannschaften der Walfischboote führen große Quantitäten des denkbar schlechtesten Branntweins ins Land, und



Nome. Primitive Art der Goldgewinnung.

der Eskimo erblickt in den Fellen, in dem Öl der Fische und Elfenbein der Walrosse, Sachen, die er gegen Whisky tauscht, nur noch das Medium, sich zu betrinken und stellt den Tieren bis zu einem solchen Grade nach, daß er sich selbst durch die massenweise Vernichtung der Tiere, die ihn ernähren, die Existenz untergräbt.

Früher soll die Seward-Halbinsel stark bevölkert gewesen sein, heute sind nur noch Überreste von den vielen Stämmen da; Niederlassungen von Tausenden sind heute bis auf wenige hundert Ein-

wohner ausgestorben, andre sind ganz vom Erdboden verschwunden. Die Schuld trifft einzig und allein die Zivilisation. Von alters her lebten die Eskimos von Walfisch, Walroß, von den Seehunden der Küste, den Fischen ihrer Flüsse und den Renntieren der Tundra. Die Walfischfänger folgten den Walen vom Stillen Ozean in das Beringmeer und von da in den Arktischen Ozean, Hunderttausende wurden geschlachtet, bis heute der Walfisch sich der Verfolgung der Eskimos gänzlich entzogen hat. Wie die Büffel der westlichen Prärien einst ausgerottet wurden ihrer Felle und Zungen wegen, so vernichtet heute der Weiße die Walfische des Öles und Fischbeins und die Walrosse des Elfenbeins wegen. Die Konservenfabriken fangen die Fische fort und die Renntiere sind, beständig mit Feuerwaffen verfolgt, aus dem Lande verschwunden.

Um das Los der armen Eingeborenen zu verbessern, haben die Vereinigten Staaten in sehr lobenswerter Weise gezähmte Renntiere von Sibirien in Alaska eingeführt, die sich schnell vermehren, da die klimatischen Verhältnisse und die Äsung in beiden Ländern dieselben sind.

Bevor man in Nome an Land gelangt, hat man schon Gelegenheit zu konstatieren, daß man sich einem Minenlager nähert, in dem sprichwörtlich hohe Preise gefordert werden. Der Besitzer des Motorbootes verlangt 8 Mark, um den Reisenden die wenigen hundert Meter vom Dampfer an Land zu transportieren, und wenn man seinem Erstaunen über den hohen Tarif Ausdruck gibt, wird man belehrt, daß jetzt in Nome alles sehr billig geworden wäre, noch vor kurzem habe diese Fahrt 80 Mark gekostet. Der Spediteur, welcher das Gepäck die 300 m betragende Strecke zum Hotel beförderte, erleichterte mich um 28 Mark für seine Dienste, ein Beefsteak kostet 6 Mark, eine Flasche Champagner 40 Mark, und so steht alles andere im Verhältnis.

Nome zählte bei meinem Besuch, d. h. im Sommer, 6000 Einwohner, und zwar finden wir hier den wahren Typ des sogenannten

„Prospektors", eine Bezeichnung, die man allen den Männern beilegt, welche in das Land kommen, um einen »strike« zu machen, d. h. Gold, Silber, Öl, Kohle oder sonst etwas zu finden und auszubeuten. Alle Nationen sind vertreten, und zwar haben die meisten Leute irgendeinen Grund gehabt, die Heimat zu verlassen, und dieser ist häufig penibler Natur, aber hierzulande fragt keiner, wer bist du und wo kommst du her; es herrscht allenthalben gute Kameradschaft. Die Sippe der Prospektors ist eine ganz besondere Spezies von Menschen, die man nirgendwo anders in der Welt wieder antrifft. Meist hat er die Brücke hinter sich abgebrochen, bevor er in das neue Land zieht. Mit Pike und Schaufel macht er sich auf zur Jagd nach dem Glück, entschlossen, zu reüssieren oder sein Leben dabei zu lassen. Nur ein ganz geringer Prozentsatz hat das Glück, wirklich reiche Felder zu finden, die meisten kehren nach den Hafenplätzen zurück, nicht entmutigt, denn ihre Erzählungen sind stets voll von neuen Hoffnungen und guten Aussichten für das „nächste Mal". In allen Häfen, welche die Küstendampfer berühren, finden wir eine Anzahl dieser Glücksjäger in der „Bar" oder auch in den Läden des Ortes, welche das Rendezvous aller Einwohner bilden; einer nach dem andern zieht ein Stück Gestein aus der Tasche oder einen „Nugget" (Stück solides Gold), es wird begutachtet und diskutiert, haarsträubende Geschichten werden erzählt, wobei die meisten Erzähler einen geradezu erstaunlichen Verzicht auf Glaubwürdigkeit leisten.

Eine der markantesten Eigenschaften des Prospektors ist seine Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit Fremden gegenüber. Er teilt sein letztes Brot mit einem Leidensgefährten im Unglück und gibt seine letzten »two bits« (1 Mark) her, um an der Bar, sei es mit einem Freunde oder Fremden, einen »drink« zu nehmen.

In Nome hatten wir das Glück, den neuen Gouverneur von Alaska, Hoggatt, den wir in Washington durch den Präsidenten kennen gelernt hatten, zu treffen. Er ist ein Mann, der selbst von der Pike an gedient hat und heute in der Nähe von Juneau eine



Dutch Harbour.



Unalaska.

Mine besitzt, die Millionen abwirft. Nach seinen großen Erfolgen stellt er sich in den anstrengenden Dienst des Landes, dem er seine Wohlhabenheit verdankt, und die amerikanische Regierung ist verständig genug, zum Gouverneur einen Mann zu bestellen, der zwar von bureaukratischer Verwaltung keine Ahnung hat, der nie einen grünen Tisch gesehen, der aber aus eigner Anschauung mit den Verhältnissen des Landes vertraut und in der Lage ist, geeignete Bestimmungen zu treffen, um die Ausbeutung der Mineralien zu fördern.

Durch diesen liebenswürdigen Herrn lernten wir bald viele der interessantesten Persönlichkeiten der Minenstadt kennen; man überhäufte uns mit Aufmerksamkeiten, gab uns alle erbetenen Informationen, kurz, schon nach wenigen Stunden hatten wir das Gefühl, in Nome zu Hause zu sein; wir wurden gewissermaßen als Gäste der Gemeinde betrachtet, weder der Hafeninspektor noch der erste Rechtsanwalt am Platze, Herren, deren Dienste wir wiederholt in Anspruch nahmen, wollten etwas von Honorar wissen.

Unser nächstes Ziel von Nome aus war Dutch Harbour, auf der Insel Unalaska gelegen; dorthin hatte ich die Segelyacht „Volunteer" bestellt, auf der wir die Reise nach der Kenai-Halbinsel und später nach der Alaska-Halbinsel zurücklegen wollten. Die Dampfer, welche von Nome nach Seattle fahren, legen in Dutch Harbour, das auf ihrer Route liegt, nicht an; so mußten wir die Kompanie mit klingender Münze dazu bewegen, für uns eine Ausnahme zu machen und den Hafen anzulaufen. Am Morgen des 13. August fuhr unser Dampfer in ein malerisches Fjord hinein, an dessen Ende auf einer Insel Dutch Harbour und gleich daneben auf dem Festlande das Städtchen Unalaska liegt.

Landschaftlich ist dieses Fjord bezaubernd schön, die Berge bilden auf der einen Seite massive Steinmassen, auf der andern saftig grüne Matten, die von schneebedeckten Bergen hoch überragt werden. Dazwischen eingeengt liegen die beiden Städtchen, die von ihrer ge-

waltigen Umgebung erdrückt zu werden scheinen. Unalaska sowohl wie Dutch Harbour sind geeignet, den Reisenden in die Schweiz zu versetzen. Beide weichen gänzlich von allen andern amerikanischen Niederlassungen ab, die sich meist durch nichts weniger wie durch malerischen Reiz auszeichnen, sondern nur zweckentsprechend und ohne Rücksicht auf das Auge angelegt sind. Auf grünem Rasen, durch hölzerne Fußsteige miteinander verbunden, stehen die aus



Russische Kirche in Unalaska.

Holz gebauten Häuser mit wenigen Ausnahmen leer, nur hier und da sieht man einen Menschen in der Ansiedelung, von der einige lose herumlaufende Pferde, Hunde, Schweine und Hühner Besitz ergriffen zu haben scheinen; es wandelt uns märchenhaft an, wir sind in einer Stadt der Toten. Noch bis vor wenigen Jahren hat hier reges Leben geherrscht, zur Zeit, als die Goldfelder Nomes entdeckt worden waren und die Schiffahrt auf dem Yukonflusse eröffnet wurde. Damals spielten diese Orte eine wichtige Rolle als Kohlenstationen, und die meisten der Fahrzeuge, die heute den Ver-

kehr auf dem Yukonflusse unterhalten, wurden hier gebaut. Heute hat Unalaska nur noch Bedeutung als Station der amerikanischen



Die Perry-Insel.

Marine; diese wird aber demnächst noch weiter nach Westen, auf die Kysko-Insel verlegt, und dann werden hier nur noch einige Indianer mit ihrem russischen Priester zurückbleiben.

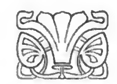


Die drei neuentstandenen Inseln.

Die Aleuten-Inseln, zu denen auch Unalaska gehört, sind, ebenso wie die Kurilen, vulkanischen Ursprunges. Auf beiden Inselgruppen finden beständig noch heute wesentliche Landveränderungen statt. Die eine Insel wird aus dem Meere emporgehoben, während eine

andere verschwindet, es finden unaufhörlich vulkanische Eruptionen statt. Während diese hochinteressanten Naturerscheinungen auf den Kurilen nur wenig beobachtet werden, weiß man von den kürzlich stattgehabten Veränderungen auf dem Aleuten-Archipel mehr.

Mit Bestimmtheit hat man von drei Inseln Kenntnis, welche in den Jahren 1779, 1883 und 1905 entstanden sind. Von der letzten, der Perry-Insel, entströmen noch heute mächtige Rauchwolken, und allmählich verbinden die unterirdischen Gewalten die drei neuen Inseln durch einen Streifen festen Landes.





Fünfzehntes Kapitel.

Im Elchrevier. – Heimfahrt.

Zu unsrer großen Freude trafen wir die Yacht „Volunteer" im Hafen an, und wir begaben uns bald auf die Reise. Das Boot ist 25 Fuß lang, hat ca. 30 Tonnen Gehalt und ist ein Zweimaster. Die Mannschaft besteht aus dem Kapitän, einem Dänen, Steuermann, Schwede, Hilfssteuermann, Aleut und Koch, ein sogenannter »half breed«, d. h. eine Kreuzung zwischen einem Weißen und einer Indianerin. Als ich den Kapitän fragte, ob er gute Karten habe von den zu durchfahrenden Meeren, meinte er, die Karten dieses Erdteils taugten nicht viel, es gäbe überall hohe Berge, nach denen sich gut navigieren ließe, und bei Nebel und des Nachts sei das Seefahren ohnehin Gefühlssache. Weder er noch der Steuermann haben das Recht, mit Passagieren auf der Yacht zu segeln, da beide keine Papiere haben, aber der Kapitän segelt schon seit 18 Jahren in dieser Gegend und wird hoffentlich auch in diesem Jahre imstande sein, sein Schiff über Wasser zu halten.

Da wir über genügend Zeit verfügten, wollten wir zunächst noch einmal versuchen, ob wir im Beringmeer Walrosse finden könnten. Ein so kleines Segelboot ist ein handliches Fahrzeug; es hat nur wenige Fuß Tiefgang und kann bequem überall dahin, wo ein Dampfer auf Grund geraten würde. So fuhren wir denn mit Gott drauflos, zunächst mit einer angenehmen Brise, dann aber artete diese in einen Sturm aus, und in meine Kabine zog von neuem das Schreckgespenst — die Seekrankheit ein. Als dann der Wind

sich legte, wurde das arme kleine Schiff von der hochgehenden See in erbarmungswerter Weise umhergeschleudert; man mußte



Meine Yacht „Volunteer".

sich wundern, daß die beiden Masten nicht auf uns herunterstürzten.

So fuhren wir viele Tage auf unsrer Nußschale in dem gefürchtetsten Meere der Erde umher, aber wir wurden belohnt. An einem Spätnachmittage schnauben und pusten 15—20 Walrosse um unser Boot herum. Nicht lange nachher warfen wir unweit von Land den Anker aus, und schon früh am nächsten Morgen kon-



Walrosse am Lande.

statierte ich mit dem Glase ein ganzes Rudel Walrosse am Lande schlafend. Ich begab mich gleich auf die Birsch, um sie zu photographieren. Am ersten Tage gelang es mir nicht, das sich bei meiner Annäherung ins Wasser stürzende Rudel auf die Platte zu bringen; am folgenden Tage aber konnte ich bis auf 20 Schritt herankommen, bevor mich der Wächter bemerkte und das Alarmsignal gab. Nachdem die Tiere ihre Zuflucht zur See genommen, blieb ich ganz ruhig am Strande sitzen, um ihrem amüsanten

Treiben zuzuschauen, da, sehen und staunen, begannen einige von ihnen wieder an derselben Stelle wie zuvor an Land zu kriechen. Nach und nach kamen sie alle ans Ufer, mit Ausnahme der beiden Wächter, die unweit im Wasser Wache hielten. Ich begann nun näher an sie heranzukriechen, und es gelang mir zum Schluß,



Schlafende Walrosse.

ein Dutzend Aufnahmen aus einer Entfernung von 10 und 8 m zu machen, ohne daß die Tiere von meiner Anwesenheit — ich war ohne jede Deckung — besondere Notiz nahmen. Einige von ihnen legten sich auf die Seite und schliefen anscheinend fest ein, andre bearbeiteten sich gegenseitig mit ihren gewaltigen Stoßzähnen, und nur der am höchsten auf dem Lande gelegene Wächter behielt mich mehr oder weniger beständig im Auge und gab dann, als ich noch näher an sie herankam, das Zeichen zur Abfahrt in die rettende Tiefe.

Über eine Stunde hatte ich mich mit diesen interessanten Tieren unterhalten, welche der Jäger so selten Gelegenheit hat, zumal aus der Nähe, zu beobachten, und diese Erinnerung gehört mit zu den schönsten meines langen Jägerlebens. Es sind ausschließlich ausgewachsene Männchen, welche alljährlich aus dem hohen Norden hierher kommen, um den Sommer hier zu verbringen; im Herbst



Sand Point.

kehren sie auf das Eis zurück und besuchen ihre Frauen, um zu brunften.

Wir setzten nun unsern Weg fort und fuhren durch den sogenannten falschen Paß, d. h. zwischen dem Festland Alaska und der östlichen Seite der Unimak-Inseln durch in den Stillen Ozean. Der „Volunteer" mit nur fünf Fuß Tiefgang kann hier durchfahren, während größere Segelschiffe und Dampfer den Unimak-Paß benutzen, welcher zwischen der westlichen Seite der Unimak-Insel und der Akun-Insel liegt. Ich freute mich, nach mehr denn drei Monaten

dem Beringmeer valet sagen zu können; ich habe auf seinen kapriziösen Wellen viele schwere Stunden verbracht; dafür nehme ich aber hochinteressante Erinnerungen mit mir fort. In meiner Hoffnung, auf dem Stillen Ozean günstigeres Wetter zu treffen, fand ich mich schon bald bitter enttäuscht. Wir fuhren weit in die See hinaus vom Lande fort, um mehr Wind zu bekommen; es trat



Pirat Cook.

aber eine dreitägige Windstille ein, während deren das Schiff der Spielball einer starken Dünung war. Erst nach einer Woche langten wir in Sand Point an, um frisches Trinkwasser zu nehmen; hier fanden wir aber die Wasserleitung nicht intakt und waren genötigt, nach Pirate Cook, einer malerisch hinter einem Felsen gelegenen Ansiedelung von Kabeljaufischern, zu segeln.

Die Landschaft der Halbinsel Alaska ist wildromantisch; unzählige Inseln und Felsen von weißem Granit sind dem Festlande vorgelagert; weit und breit sieht man keinen Baum, nur hier und

da grüne Matten; das Ganze ist vulkanischen Ursprunges; die hohen Berge bestehen aus einem rötlich-braunen Gestein; die meisten von ihnen haben das Aussehen, als ob jemand von oben herab einen steifen, schokoladefarbenen Brei über sie gegossen hätte, der dann einen Teil des Berges hinabgeflossen und verhärtet ist. In der Ferne ragt der Vulkan St. Paul hervor, aus dessen schneebedeckter Spitze mächtige gelbe Rauchwolken zum Himmel steigen.

Die Alaska-Halbinsel ist von der Natur zwar mit einem abscheulichen Klima, dafür aber mit einer Fülle von Tieren ausgestattet worden, wie kaum ein andrer Teil der Erde. Die Weißen sowohl wie die Indianer können hier das ganze Jahr hindurch vorzüglich leben, ohne zu arbeiten, ein Umstand, von dem beide reichlich Gebrauch machen. Im Frühjahr liefern die hier zahlreichen Bären außer der wertvollen Decke das von vielen, nicht von mir, hochgeschätzte Wildpret; während des Sommers ziehen Millionen von Lachsen die Ströme hinauf, die außerdem von Forellen verschiedener Art bewohnt sind. Unweit des Ufers, auf den sogenannten »Cod banks«, bietet sich jedem Gelegenheit, in kurzer Zeit einen großen Vorrat von Kabeljau zu fangen, der geräuchert den vorzüglichen Stockfisch abgibt. Schneehühner sind in großen Mengen auf der ganzen Halbinsel verbreitet und lassen sich leicht zu Tode steinigen; die Sümpfe und Lagunen sind die Brutstätte von ungezählten Gänsen, Enten und Bekassinen, und endlich findet man allenthalben Rudel von wilden Renntieren, die nach Tausenden zählen und den Bewohnern des Landes während des ganzen Jahres durch ihr vorzügliches Wildpret Nahrung in unbegrenzten Quantitäten liefern. Dazu kommen viele verschiedene Beeren, wie Erd-, Him-, Wald-, Salm-, Johannis-, Crons- und Brombeeren, alle vom feinsten Aroma, die in solchen Mengen wachsen, daß es nur rot und blau in den Augen schimmert.

Die Strecke von Pirate Cook nach Kodiak legten wir in fünf Tagen zurück. Zum erstenmal hatten wir günstige Winde, und der „Volunteer" würdigte dies, indem er bis zu zehn Meilen in der



Walrosse im Wasser.

Stunde zurücklegte. Sobald man sich der Kodiak-Insel nähert, ändert sich die Landschaft; sie verliert das Finstere. An Stelle des rauhen Gesteins des Westens treten saftig grüne, wellige Berge, bestanden mit Blumen aller Farben; das Klima ist bedeutend milder. Man vergleicht die Insel Kodiak gerne mit der Isle of Wight. Wir empfanden den warmen Sonnenschein und die milde



Ankunft in Kodiak: Verfasser, Kapitän Roß, Steuermann Alfred, Degen, Kapitän Radclyffe.

Luft, durch die Kodiak sich auszeichnet, aufs angenehmste; dazu ist die Stadt Kodiak, von den Russen St. Paul genannt, entschieden die Perle Alaskas. Leider konnte ich mich hier nicht lange aufhalten, denn wir schrieben den 1. September, den Tag, an dem die Jagd auf Elche und Schafe eröffnet wird. In Kodiak trennte sich leider mein Reisegefährte, Capitän Radclyffe, von mir, um Bären auf der Insel und Wapiti-Hirsche in Britisch-Columbien zu jagen, während mich die Riesengeweihe der Alaska-Elche wieder nach der



Kodiak.

Kenai-Halbinsel lockten. Mein Ziel war die Mündung des Kusiloff-Flusses, welcher sich in den Cook Inlet ergießt.

Obgleich die Distanz von Kodiak dorthin nur 190 Meilen beträgt, war ich vier Tage unterwegs; ich geriet wieder in einen Sturm, wurde wieder seekrank, stand unbeschreibliche Qualen aus, und Grauen erfaßte mich, wenn ich bedachte, daß ich erst die Hälfte der Reise auf der kleinen Yacht hinter mir hatte. Bei der Jagd in Alaska sind die Transportschwierigkeiten die größten. Will man in mehr wie einem Teile des Landes jagen, so muß man die kleinen Dampfer benutzen, die monatlich einmal von Ost nach West und West nach Ost fahren sollen; man verliert aber sehr viel Zeit durch Warten in den kleinen Häfen, und sehr häufig fahren die Dampfer einen Monat gar nicht, das ist, wenn sie entweder niedergebrochen oder gestrandet sind, wie das hier an der Tagesordnung ist. Die Verhältnisse Alaskas von meinen Besuchen in den Jahren 1903—1904 kennend, hatte ich die Segelyacht „Volunteer" gechartert, um so Bewegungsfreiheit zu haben, bin aber zu der Überzeugung gekommen, daß dies auch nicht das richtige ist, denn auf Wind ist kein Verlaß, und wer, wie ich, nicht seefest ist, leidet Höllenqualen, wenn das Boot bei Windstille tagelang von den Wellen umhergeworfen wird, ohne daß man dabei die Genugtuung hat, vorwärts zu kommen.

Abgesehen von den enormen Kosten, ist es nicht ratsam, einen Dampfer zu den Reisen zu chartern, da diese zu viel Tiefgang haben, wenn sie groß genug sind, um auf diesen stürmischen Meeren bestehen zu können. Das einzige für diese Gewässer geeignete Fahrzeug ist deshalb der sogenannte „Auxiliarschuner" ein Zweimaster von 60—80 Tonnen, in den ein Motor von 40—60 Pferdekräften eingebaut ist, so daß man bei Windstille durch denselben immer noch eine Geschwindigkeit von sechs bis sieben Meilen in der Stunde erzielen kann. Ein solches Schiff ist weit seetüchtiger wie ein Dampfer desselben Tonnengehaltes; ich würde mich nicht scheuen, eine Reise um die Erde auf einem solchen Boote zu machen.

Weitere Vorteile sind der geringe, nur fünf bis sechs Fuß betragende, Tiefgang und die gegen den Betrieb eines Dampfers erheblich geringeren Kosten. Nachteilig ist, daß mindestens der Kapitän und der Ingenieur staatlich geprüfte Leute sein müssen. Solche, die die Küste kennen, findet man aber hier oben nicht so leicht, und wenn schon, dann sind es meist unzuverlässige Menschen, die trinken und aus Prinzip renitent sind, wie die ganze weiße Bevölkerung Alaskas, mit ganz wenigen Ausnahmen.

Während der ganzen Reise vom Eingang des Cook Inlet bis nach Kusiloff herrschte vollkommene Windstille; das Boot trieb nur bei Flut langsam vorwärts, und bei Ebbe warfen wir den Anker aus, um das gewonnene Terrain nicht wieder zu verlieren. Das mag sich sehr einfach anhören, war es aber nicht für die, welche den Anker wieder aufwinden mußten, was manchmal eine Stunde und länger dauerte.

Das Wetter war herrlich, die Luft durchsichtig und klar, so daß ich vorzügliche Gelegenheit hatte die imposante Szenerie zu genießen, die ich schon im Jahre 1903 bewundern konnte, und von der ich glaube, daß sie die schönste Alaskas ist, und das bedeutet vielleicht die schönste der Erde. Zu meiner Linken ragt eine Insel aus der tief grünen See hervor, ein einzelner pyramidenförmiger Berg, es ist der Krater St. Augustine. Dahinter auf dem Festlande steht in seiner ganzen Pracht der 12000 Fuß hohe Vulkan Iliamna, dessen Spitze eine feine Rauchwolke entsteigt; dann folgt dem Ufer entlang eine Kette schneebedeckter Berge, überragt von dem tätigen Vulkan Redoubt. Zur Rechten liegt die Kenai-Halbinsel, ein sanft aufsteigendes, bis ans Ufer mit Fichten bestandenes Gelände, in die das helle Laub der Pappeln und Birken etwas Leben bringt. In der Ferne ragen schneebedeckte Berge und Gletscher wie Inseln aus dem Grün empor, die Heimat der Bergschafe und mein Ziel.

Kusiloff ist eine kleine Indianerniederlassung am gleichnamigen Flusse gelegen, an dessen rechtem Ufer das große Gebäude der



Die Walrosse gehen ins Wasser.

Lachskonserven-Fabrik Kusiloff steht. Hier ist die Arbeit jetzt schon beendet; die Arbeiter sind auf dem Segelschiff, das sie im Frühjahr von San Francisco hierher gebracht hat, zusammen mit der Ausbeute von 35000 Kisten konserviertem Salm wieder nach dem Süden zurückgekehrt; nur ein Mann bleibt als Wächter der Gebäude zurück. Ich fuhr bald nach dem 12 Meilen weiter gelegenen Kenai, um hier einen Führer und Indianer zu engagieren, für deren Dienste ich horrende Preise bezahlen mußte. Die Mannschaft für die beiden Boote, mit denen ich den Kusiloff-Fluß bis zu



Kenai.

seiner Quelle, dem Tustamena-See, hinauf fahren wollte, komplettierte ich durch die beiden Matrosen Alfred und Nelson vom „Volunteer“ und begann bei strömendem Regen die Reise. Im Anfang kann man einige Meilen weit rudern; dann wird die Strömung so stark, daß die Boote vom Lande aus mit Seilen gezogen werden müssen. Die Ufer des Flusses sind hier mit verendeten Lachsen aller Größen besät; unzählige von ihnen ringen im Wasser mit dem Tode, einen trostlosen Anblick bietend; sie alle müssen nach beendeter Laichzeit den Akt der Liebe mit dem Leben bezahlen.

Je weiter man den Fluß hinauf gelangt, desto reißender wird der Strom; die dichte Bewaldung der Ufer und das in den Fluß

überhängende Gestrüpp erschweren die ohnehin harte Arbeit des Ziehens an der Bootsleine; dazu muß man an vielen Stellen tief im Sumpf und Wasser waten. Am zweiten Tage streikte der Matrose Alfred und wollte, obgleich kontraktlich dazu verpflichtet, die Arbeit nicht verrichten; er erklärte auf den „Volunteer" zurückkehren zu wollen, um dort in Muße auf meine Rückkehr zu warten; man nennt dieses Manöver hierzulande »to quit«.



Auf dem Kasiloff-Fluß.

Weit größer wie die Strapazen sind die Schwierigkeiten, welche jeder Arbeitgeber in Alaska mit den engagierten Leuten zu überwinden hat. Diese nennen sich »independant«, ein Wort, für das wir im Deutschen keine treffende Übersetzung haben, der Komparativ ist etwa »tough« und der Superlativ »rowdy« oder Rauhbein. Schon im Osten der Vereinigten Staaten ist es für uns Europäer, die wir daheim noch an Subordination gewöhnt sind, eine Strafe, mit bezahlten Leuten etwas zu tun zu haben; je weiter man nach Westen kommt, desto unbotmäßiger und unverschämter werden die dienenden Geister, bis endlich in Alaska die „Leutefrage" im-

stande ist, uns alle Freude am Dasein zu vergällen. Die Weißen dieses Landes, zu ihrer Ehre sei's gesagt, sind nur zum kleineren Teil Amerikaner; bei weitem die meisten von ihnen sind Ausländer, vorzüglich Skandinavier, russische Finnen und Deutsche, die auf Segelschiffen nach San Francisco gelangt, hier von den enormen Löhnen hören, welche in Alaska bezahlt werden, und sich veranlaßt sehen, dorthin auszuwandern. Hat man das Glück, einen Ankömmling zu erwischen, so ist mit ihm noch, dank seines europäischen Trainings, eine Verständigung möglich; aber nur zu bald wird er von seinen älteren Landsleuten zur „Independance“ erzogen, die darin besteht, dem Arbeitgeber möglichst viel Geld abzunehmen, dafür so wenig wie möglich zu leisten, »graft« genannt, beständig quasi aus Prinzip sich zu beschweren und Unfrieden zu stiften, »to kick« genannt. Mein Matrose Alfred war der Typ eines solchen Menschen, der sich einbildete, nach wenigen Jahren des Aufenthalts auf amerikanischem Boden ein wackrer Amerikaner zu sein, der trotz des fehlerhaften, mit schlechtem Akzent gesprochenen Englisch die Heimat vollkommen verleugnet, eine Eigenschaft, die bekanntlich und bedauernswerterweise in erhöhtem Maße den Deutschen zu eigen ist.

Als ich vor 14 Tagen gezwungen war, den Hafen von Sand Point anzulaufen, um Wasser zu nehmen, fand ich frühmorgens, als ich weiterfahren wollte, den Kapitän des „Volunteer“ sinnlos betrunken am Lande. Er konnte natürlich seinen Dienst nicht versehen, schlief den ganzen Tag und gab, als er endlich wieder nüchtern war, auf meine Vorstellungen unverschämte Antworten. Der Mann hält sich für vollkommen berechtigt zu diesem Benehmen, und wollte ich ihm Zahlung verweigern, so würde mich jeder Richter in Alaska dazu verurteilen. In Kodiak verließ mich ein Indianer, der Hilfsmatrose auf dem Schiffe war, aus keinem andern Grunde, als daß ihm die Reise nach der Kenai-Halbinsel nicht paßte, und ich engagierte statt seiner einen Weißen, Nelson; dieser wackre Schwede kam heimlich mit einem solchen Quantum Whisky an Bord und sprach demselben so eifrig zu, daß er bald Delirium

tremens bekam und auf der ganzen Reise dienstunfähig war; trotzdem bin ich gezwungen, ihn zu behalten, aus Furcht, ein noch schlechteres Element statt seiner zu bekommen. Die Indianer, durch das Beispiel der Weißen verdorben, sind eben so schlecht; sie halten sich für gleichberechtigt, obgleich die Zivilisation bei ihnen noch nicht durch die Haut gedrungen, und machen dieselben Ansprüche in bezug auf Lebensweise und Bezahlung.

Der indianische Teil meiner Mannschaft schloß sich denn auch gleich den Protesten des Matrosen an und behauptete, von Corned beef, Brot, Butter und Tee zum zweiten Frühstück nicht existieren zu können, dieses Volk, dessen Väter ausschließlich von Fischen und Seetang lebten. Nur durch Versprechungen, gute Worte und mich selbst in die Leine spannend, brachte ich die Boote voran, aber damit sind meine Leiden noch lange nicht alle erzählt.

Am dritten Tag ging ich, da wo der Fluß eine Biegung machte, an der Spitze der Leine, als ich plötzlich durch einen scharfen Ruck rückwärts gezogen wurde; mich umwendend, sah ich einen Teil meiner Habe im Flusse schwimmen, und als ich hinzulief, fand ich das große Boot gekentert; der Steuermann hatte sich durch einen kühnen Sprung das Leben gerettet. Ich sprang nun in das kleine Boot, und jagte mit einem Ruderer meinen Effekten nach, die der reißende Strom schnell zu Tal führte. Es gelang mir, meine Reisetasche mit dem Feldstecher, Zigarren und mein Bett den Fluten zu entreißen, dann fuhr ich mit des Teufels Hilfe, denn der Herrgott hat mich längst verlassen, durch die gefährlichen Klippen und Felsen direkt nach Kusiloff zurück, wo ich schon nach einer Stunde anlangte; kurz darauf kam auch die Mannschaft mit dem leeren Boote zurück. Ich verlor meine ganze Ausrüstung; außer den Betten, die vom Wasser getragen wurden, war nichts gerettet; drei Büchsen und meine wertvollen photographischen Apparate fanden ihren Untergang, die aufgefundene Kamera war durch Wasser ruiniert, dazu kam der höchst ärgerliche Verlust eines großen Teiles des Manuskripts zu diesem Buch, den ich nun noch einmal zu schreiben ge-

zwungen bin. Ich hätte weinen können, aber dazu war keine Zeit; 22 Stunden nach dem Unglück war ich neu ausgerüstet mit einer besseren Mannschaft und bewaffnet mit einer alten, verrosteten Winchesterbüchse wiederum stromaufwärts unterwegs.

Dieses Mal gelang die Fahrt; am Tustamena-See angelangt, schickte ich den größten Teil der Mannschaft zurück und behielt, außer Schüßler und Degen, nur den Führer und einen Indianer



Auf dem Tustamena-See.

zurück. Auf dem See hatte ich natürlich wieder mit widrigen Winden zu kämpfen, und ich erreichte erst in zwei Tagen das Lager, von dem aus ich in die Berge steigen wollte, um das schöne weiße Schaf, ovis dalli, zu jagen. Zum erstenmal auf dieser Expedition hieß es, Zelte und Nahrungsmittel, kurz alles, auf dem Rücken in die Berge schleppen, die beschwerlichste aller Transportmanieren, dazu auf unwegsamen, steilen Pfaden, unaufhaltsam belästigt von den kleinen, schwarzen Fliegen, die man hier wegen ihrer weißen Beine «whitestockings» nennt.

Es hatte bis jetzt beständig geregnet, während meines ersten Birschganges aber brach die Sonne durch, und ich konnte von der Höhe der Berge die herrliche Aussicht über den See und die Wälder in der Tiefe und ringsum über die mit ewigem Schnee bedeckten Berge genießen. Ein neunstündiger Marsch brachte mich aber nicht an die Schafe heran, ich sah nur welche in der Ferne. Auf dem Rückwege fand ich ein verendetes Schaf und die Überreste eines erst kürzlich erlegten. Die Indianer hatten hier schon seit Wochen gejagt und die Tiere weit zurück nach den Gletschern getrieben, wo sie sich auf unerreichbaren Klippen der Verfolgung der Menschen entziehen. Am folgenden Tage machte ich noch einen Versuch, fand aber, daß mein krankes Herz diesen Bergtouren nicht mehr gewachsen war, meine Pulse flogen, und ich mußte zurück, um eine bittere Enttäuschung reicher. Die mit Winchesterbüchsen bewaffneten Indianer, gute Schützen, treten hier als furchtbare Wildzerstörer auf; mit ihren leichten Baidaren machen sie die Reise von Kenai hierher in zwei Tagen und bringen das Wildpret der Schafe dort zu 40 Pfennige das Pfund auf den Markt; wie überall, so erblicken wir auch hier den Eingebornen, in den Besitz der Schußwaffe gesetzt, als den Erbfeind der Fauna des Landes.

Auf dem Rückwege zum See traf ich zwei Indianer, welche erzählten, sie hätten im Kusiloff-Fluß beim Abstoßen mit dem Ruder auf dem Boden etwas Merkwürdiges wahrgenommen, gefischt und ein Gewehr zutage gefördert, und am See angelangt, fand ich meine Doppelbüchse 450 : 500 anscheinend unversehrt vor. Groß war dann meine Enttäuschung, als beide Läufe versagten; mein Führer fand sich aber der Aufgabe gewachsen, mit einem Messer die schwere Büchse auseinanderzunehmen, die verrosteten Schlösser zu ölen und, sehen und staunen, die Büchse schießt so gut wie zuvor. Es war ein heller Moment in dem schier endlosen Mißgeschick, das mich auf dieser Expedition verfolgte, als die Berge von den beiden Probeschüssen widerhallten.

Ich wandte mich nun dem Revier der Elche zu, welches zwischen dem See und der Grenze des Baumwuchses liegt, ein sanft ansteigendes, welliges Gelände, hier und da bestanden mit Fichten, Tannen, Pappeln und Birken, ein Paradies für den Birschgänger. Der moosbewachsene Boden ist sumpfig und bietet reichliche Nahrung für die Straucherle und die Weide, die das Gehen an vielen Stellen stark behindern. Zahlreiche kleine Seen geben den Elchen Gelegenheit zum Suhlen, und auch von den hier wachsenden Seerosen, ihrem Lieblingsgericht, zu äsen.

Wir packten unsre Lagerbestände fünf Stunden landeinwärts vom See aus und schlugen, wie uns die zahlreichen Fährten verrieten, mitten unter den Elchen das Lager auf. Unterwegs schon sah ich drei junge Hirsche, die ich natürlich in Frieden ließ; denn mein Sinn steht nur nach Geweihen von 70 und mehr Zoll Auslage. Der erste Birschtag war herrlich; in den Morgenstunden war das Thermometer einige Grad unter den Gefrierpunkt gesunken, um 6 Uhr ging die Sonne auf und schien den ganzen Tag an einem wolkenlosen Himmel, eine sommerliche Wärme verbreitend, in der ich schwelgte nach den vielen trüben Tagen, die ich im Beringmeer verbrachte. Am Morgen kamen zwei nicht sehr erstrebenswerte Elche vor; am Abend erlegte der Führer in der Nähe des Lagers einen mittelschweren Hirsch, um sein Wildpret zu haben. Die Leute, die daheim nicht immer frisches Fleisch haben und einen großen Teil des Jahres von Konserven leben, lassen es sich nicht nehmen, bei der ersten Gelegenheit ein Tier niederzuknallen, um sich wieder einmal gründlich zu sättigen, ein nicht sehr sportliches, aber menschliches Unterfangen.

Als ich am andern Morgen dabei behilflich war, den Elch abzuhäuten, hatte ich das Unglück, mir eine spitze Messerklinge bis auf den Knochen in den muskulösen Vorderteil meines rechten Oberschenkels zu jagen, eine höchst peinliche Verletzung, da Muskeln nur schlecht heilen und oft Entzündungen damit verbunden sind. Mein Führer, dem ich die Wunde zeigte, sprach von zwei Monaten

Liegen, woran ich natürlich nicht glaubte; ich muß aber gestehen, daß ich mich schwer vom Schicksal getroffen fühlte, als ich mit starken Schmerzen in meinem Zelt unter die Decken kroch. Zum Glück hatte ich eine kleine Bandage zur Hand, aber kein Desinfektionsmittel, um die Wunde zu reinigen, wodurch die Gefahr einer Entzündung und sonstiger Komplikationen wesentlich stieg. Im Bett liegen ist zu Hause schon nicht angenehm, in einem ungeheizten Zelt noch weniger; überhaupt kann ich mir keine deprimierendere Lage denken, wie auf einer Jagdexpedition dieser Art auf eine solche Weise gehandikapt zu werden. Im allgemeinen darf ich mich allerdings nicht beklagen; denn es ist in neun Jahren erst das zweite Mal, abgesehen von Fieberanfällen, daß ich gezwungen bin, im Lager zu liegen; das erste Mal war vor vier Jahren, als ein Elefant mir im Sudan den linken Fuß zerquetschte.

Am zweiten Tage nach dem Malheur machte ich, an einem Stock humpelnd, einen kleinen Birschgang, mußte aber bald zurückkehren; an den beiden folgenden Tagen marschierte ich, durch übergroßen Jagdeifer getrieben, je sieben Stunden, mit dem einzigen Resultat, daß ich eine Leistenentzündung bekam und die Wunde zu eitern begann.

Mein Führer erzählte mir, daß ein kapitaler Schaufler ihm nur wenige Schritte entfernt lange Zeit beim Zerlegen des erlegten Hirsches zugeschaut habe, und sich auf seine energischen Demonstrationen mit der Axt nur langsam entfernt hätte. Die Brunftzeit hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht, und bekanntlich verlieren die Hirsche während dieser Periode gänzlich den Verstand und die Scheu vor den Menschen; die Indianer wissen von vielen Fällen zu erzählen, wo die Elche ohne Provokation angenommen haben. — Gestern abend entdeckte mein Ausguck, auf einem hohen Baume postiert, einen Elch in der Ferne; der Mann schlug trockene Stöcke gegeneinander, um das Geräusch zu imitieren, welches das Geweih beim Brechen durch den Wald verursacht, und der Elch kam auch wirklich direkt auf unsre Zelte zu, obgleich der Rauch das Lagerfeuers

in seine Richtung ging. Bald darauf kam noch ein zweiter herbei, ich konnte aber wegen der hereinbrechenden Dunkelheit die Stärke der Geweihe nicht feststellen. Jedenfalls waren es junge, abgekämpfte Hirsche; denn die großen befinden sich jetzt bei den Tieren, und es heißt möglichst bald den Stand derselben ausfindig machen.

Drei Marschstunden vom Lager entfernt, in der Nähe der Baumwuchsgrenze, fand ich heute, wir schreiben bereits den 23. September,



Ganz-Invalide.

das erste Tier, begleitet von zwei Hirschen; auf den stärksten derselben gab ich meine beiden Kugeln ab auf ca. 140 m, als er ganz spitz vor mir stand. Ich fand eine handvoll Schnitthaar, das Wild kam aber nicht zur Strecke. Nach dem langen, unter starken Schmerzen zurückgelegten Birschgang mußte ich meine ohnehin trostlose Lage auch noch durch schlechtes Schießen verschlimmern.

Nach einer schlaflosen Nacht beschloß ich der Wunde wieder einen Tag Ruhe zu gönnen; aber um 8 Uhr morgens steckte mein Führer den Kopf durch das Zelt und sagte nur: »Big horns,

hurry up.« Nach wenigen Minuten begann die Birsch; ich kam auch ganz nahe an ein Tier und einen jungen Hirsch heran; der Geweihte aber, in dessen Begleitung sich diese befunden hatten, war spurlos verschwunden. Kurze Zeit darauf wurde mir ein andrer Geweihter, mit dem Tier auf einem Hügel stehend, gemeldet, von dem mich eine tiefe Schlucht trennte. Ich hätte von dieser Seite schießen können, aber die Distanz betrug wenigstens 400 m, und da wollte ich den Schuß, zumal mit dem schweren Kaliber, nicht riskieren, sondern zog es vor, mich auf dem beschwerlichen Wege durch das Tal anzubirschen. In einer dichten Tannenschonung stieß ich mit dem Tier und einem jungen Hirsch zusammen; bevor ich aber den Gesuchten zu Gesicht bekam, erhielten die Tiere Wind und waren auf und davon.

Schon bei meiner ersten Jagd in Alaska war es mir aufgefallen, daß die Elche während der Brunftzeit meistens im Trio auftreten, er und sie und ein ganz junger Hirsch. Ob der letztere vom Herrn des Hauses wegen seiner Jugend für ungefährlich gehalten wird, oder ob er die Rolle eines Lehrlings oder gar Hausfreundes spielt, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls ist die Sache verdächtig und, die Kombination dürfte bei dem Volke der Elche — vorausgesetzt, daß sie eben so klatschsüchtig sind wie die Menschen — Gelegenheit zu mancherlei Erörterungen geben.

Ich verbrachte zwei weitere Tage im Lager in einer trostlosen Gemütsverfassung; trotz der Ruhe bekam die Wunde ein immer schlimmeres Aussehen, so daß ich endlich auf das Drängen meines Führers nachgab und den Rückzug antrat. Ich wollte nach Kenai zurück und mich dort von dem russischen Priester, der Medikamente besaß, verbinden lassen; dann sollte mich mein Führer den Kenai-Fluß hinauf führen zum Moose River, dem Eldorado der ganzen Kenai-Halbinsel, wie er mir versicherte, wo ich in wenigen Tagen alles Gewünschte mit Leichtigkeit erlegen könnte.

Wieder am Tustamena-See angelangt, bot mir die Natur, als ob sie mich trösten wollte, einen grandiosen Anblick. Die

Sonne ging an diesem Abend in nie zuvor geschauter Pracht hinter dem Vulkan Redoubt unter und ließ diesen und die übrigen schneebedeckten Berge in einem Meer von glutroten Flammen erstrahlen; der Reflex warf auf die darüber hängenden Wolken alle Farben des Regenbogens, hauptsächlich ein Grün und Violett von solcher Pracht, wie sie die lebhafteste Phantasie meines Lesers sich nicht ausmalen kann. Den großen See kräuselte keine Welle, so daß das herrliche Schauspiel sich dicht vor meinen Augen spiegelte; es war ein doppelter Genuß. Am nächsten Morgen war ich schon vor Tagesanbruch unterwegs, und als dann die Sonne hinter einem glitzernden Gletscher aufging, der hinter mir lag, erstrahlten dieselben Berge in der feinen Morgenröte, der wolkenlose Himmel bot dem Auge ein zartes Grün; es war ein dem gestrigen gleichwertiges Schauspiel.

In Kenai bekam ich Karbol und Jodoform und ein deutscher Apotheker drückte und wusch so energisch an meiner Wunde herum, daß ich zum erstenmale das Gefühl hatte, einer Ohnmacht nahe zu sein. Zwei Tage darauf war ich nach dem Moose River unterwegs. Der Kenai-Fluß entspringt ebenso wie der Kusiloff in einem See, dem Kenai-See, ist weniger reißend, dafür aber desto länger, denn man gebraucht wenigstens fünf Tage, um hinauf zu gelangen. Die Ufer des Flusses sind dicht bedeckt mit Kadavern von Lachsen, die das Wasser und die Luft in der unangenehmsten Weise verpesten; Tausende von toten Fischen treiben zu Tal, ein beredtes Zeichen, wie grausam die Natur mit einzelnen ihrer Geschöpfe verfährt.

Tagelang, dazu bei strömendem Regen, in einem sich nur langsam fortbewegenden Boot sitzen ist eine Aufgabe, zumal, wie ich bald erfahren sollte, die ganze Expedition vergeblich war. Unterwegs traf ich zwei Indianer, die stromabwärts kamen, und mit denen mein Führer lange konferierte; da dies gewöhnlich der Fall ist, schenkte ich der Unterhaltung, die in russischer Sprache geführt wurde und mir unverständlich war, weiter keine Beachtung. Am dritten Tage teilte mir der Führer mit, daß es keinen Zweck habe,

weiter hinauf nach dem Moose River zu fahren, da die ebenerwähnten Indianer gerade daher kämen, aber kein Stück Wild gesehen hätten, weil dort zwei entlaufene Hunde in den Wäldern kläfften, und die Elche alle vertrieben seien. Ich glaubte von dieser Erzählung kein Wort und bestand darauf, weiter zu fahren; die Leute aber, auch die beiden Indianer, weigerten sich, nach dem Moose River zu gehen. Ich jagte nun zwei Tage lang an der Stelle, wo wir uns befanden, d. h. der Führer jagte mich endlose Strecken durch den Wald; ich fand auch einige frische Fährten, das Terrain war aber viel zu dicht mit Fichten und andern Hölzern bestanden, um ein gutes Birschrevier abzugeben, zumal es sich darum handelte, nicht den ersten besten Elch zu erlegen, sondern einen starken Schaufler ausfindig zu machen. Die Idee meines Führers war, mich durch die strapaziösen Märsche mürbe zu machen und so zu zwingen, die Jagd aufzugeben. Dies gelang ihm auch, denn ich beschloß, nach Kenai zurückzukehren und wieder nach dem Tustamena-See zu gehen, wo ich die Elche mit Bestimmtheit zu finden wußte.

In Kenai erfuhr ich bald die Wahrheit über die Hunde am Moose River. Im vorigen Jahre hat dort ein Indianer einen andern erschossen, ihn für einen Elch haltend, und die Sage geht, daß der Geist des Erschossenen dort sein Unwesen treibt und des Nachts ins Lager kommt, um die Seelen der Anwesenden zu beschwören. Die Indianer sind außerordentlich abergläubisch, und ich setze voraus, daß die beiden, welche wir trafen, meinen Leuten erzählten, sie hätten den Geist gesehen. Mein Führer ist zwar ein Weißer, hier geboren, sein Vater war Schotte, seine Mutter Russin, er hat aber eine Indianerin geheiratet und ist, wie die meisten, die das tun, vollkommen zu den Indianern übergegangen. Man nennt die Männer, welche diese Mischehe eingehen »squaw men« (squaw bedeutet „Frau“ in der Sprache der Indianer); sie nehmen bald alle schlechten Eigenschaften dieses Volkes an und werden deshalb von den übrigen Weißen über die Achsel angesehen.



1,96¹/₂ Meter Auslage.

Meine Bemühungen in Kenai, einen andern Führer zu engagieren, waren vergeblich; fast alle Einwohner waren infolge einer Influenza-Epidemie krank. So blieb mir weiter nichts übrig, als denselben Führer, dem ich außer 16 Mark pro Tag auch noch gute Worte geben mußte, beizubehalten. Am 3. Oktober, vier Wochen nachdem ich zum erstenmal den Kusiloff-Fluß hinauf gefahren war, befand ich mich zum viertenmal nach dem Elchrevier unterwegs. Einen vollen Monat hatte ich einen schweren Kampf mit dem Schicksal gekämpft, das mir auf allen Gebieten in der schlimmsten Weise mitspielte; aber deshalb auf die Jagd zu verzichten, dazu konnte ich mich nicht entschließen.

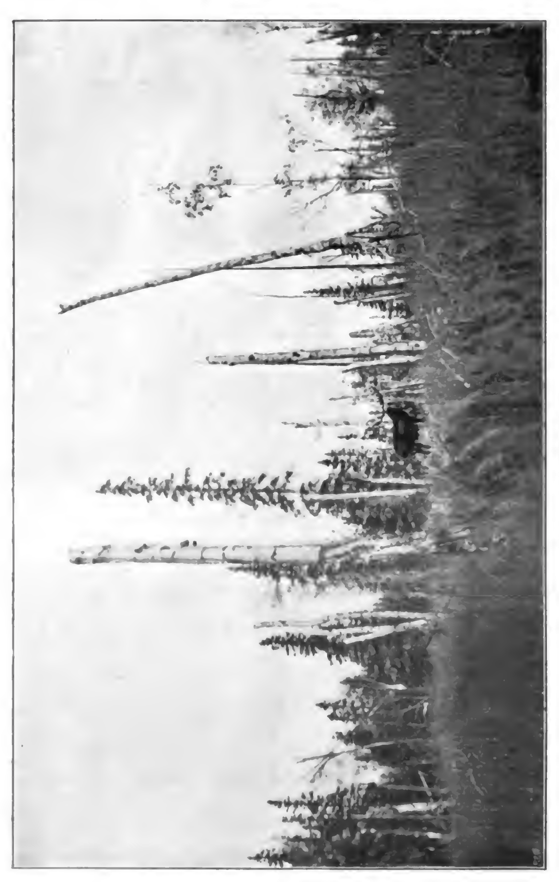
Die Fahrt ging glatt vonstatten, und ich schlug einige Meilen vom See entfernt mein Lager auf, etwa acht Meilen westlich von der Stelle, wo ich zuerst jagte. Unterwegs fand ich zahllose frische Fährten und konnte mehrmals mit meinem Riechorgan Stellen konstatieren, wo die Elche kurz zuvor im Lager gelegen hatten. Als wir die Zelte aufführten, kam ein dreijähriger Elch, durch den lauten Klang der Äste angelockt, und äugte uns lange an; er konnte sich offenbar die Anwesenheit solcher merkwürdiger Geschöpfe wie wir Menschen in seinem Revier gar nicht erklären. Am andern Morgen stieß ich schon nach kurzer Birsch mit einem Trio von Elchen zusammen, einem starken Schaufler, Tier und jungen Hirsch, und bald darauf konnte ich zwölf Stück auf einem kleinen Komplex zusammen zählen, unter ihnen zwei starke Schaufler. Das Anbirschen wurde durch die Menge der Elche wesentlich erschwert; bald mußte ich auf den Wind Rücksicht nehmen, bald versperrten mir junge Tiere und Kälber den Weg zu den großen Hirschen; vom nahen Walde her tönte der dumpfe Klang gegeneinander schlagender Schaufeln zu mir herüber; dort kämpften die stärksten um den Vorrang im Revier. Nach einer Stunde waren zwei Tiere, die in meiner unmittelbaren Nähe standen, aufmerksam geworden und zogen langsam auf mich zu; zu gleicher Zeit trat ein Hirsch mit langen Enden an den Schaufeln hinter einem Erlenstrauch hervor; ich konnte von der Seite

nicht gut sehen, wie stark die Auslage des Geweihes war, schoß aber, da meine Position, mitten unter den Tieren, unbemerkt nicht länger haltbar war. Als der Hirsch zusammenbrach, wurde es lebendig um mich her, von allen Seiten trollten die Elche heran, wohl 20 an der Zahl, sie standen und äugten mich an, ein jeder wollte



Mein erster Elch.

seine Neugierde befriedigen; ein Tier kam gerade auf mich zu, als wollte es den Geliebten rächen, und ging nicht eher von dannen, bis mein Führer mit Stöcken nach ihm warf. Ich war noch mit dem Ausbrechen des 65 Zoll in der Auslage messenden Geweihes beschäftigt, als ein weniger starker Hirsch auf den Schauplatz kam. Er ließ mir Zeit, einen neuen Film in die Kamera zu fügen, und ich konnte ihn dann mehrmals photographieren.



Die Elche lassen sich gern photographieren.

Am Nachmittage traf ich zwei starke Hirsche allein an, ein Zeichen, daß für manche von ihnen die Brunftzeit schon beendet ist; ich schoß nicht, da ich ein noch stärkeres Geweih zu finden hoffte. Nachher bedauerte ich dies aber, denn wer weiß, ob ich den stärkeren finde, und wenn nicht, dann habe ich diese vorzügliche Chance verpaßt. Es ist schwierig, die Auslage eines Geweihes auf den ersten Blick richtig zu veranschlagen, zumal von der Seite; ferner variiert die Größe der Schaufeln von Jahr zu Jahr; was heute als groß anzusprechen ist, mag im nächsten Jahre nur klein sein; die Witterungsverhältnisse und die Äsung spielen dabei eine wesentliche Rolle. Ich erwarte in diesem Jahr recht große Köpfe zu finden, da in diesem Revier seit drei Jahren kein Schuß gefallen ist, die Elche also genügend Zeit gehabt haben, große Geweihe zu entwickeln. Die Indianer, welche des Fleisches wegen jagen, kommen bis zum Tustamena-See nicht hinauf, da sie genügend Elche in der Nähe ihrer Wohnungen finden.

Auch am folgenden Tage war ich vom herrlichsten Wetter begünstigt; das Thermometer sinkt in der Nacht mehrere Grad unter Null, während die Tage dank der Sonne sommerlich warm sind. Infolge der Fröste sind die Bäume, die sich noch vor 14 Tagen ihres vollen Schmuckes erfreuten, gänzlich entlaubt. Hier gibt es keinen Frühling und keinen Herbst, sondern nur einen kurzen Sommer und einen langen Winter. Ich sah an diesem Tage 18 Elche; einige von ihnen kamen wieder in meine unmittelbare Nähe, nicht unversehens, sondern ostentativ, und ließen sich durch Rufen, Gestikulieren und durch Wurfgeschosse nur langsam dazu bewegen, einige Schritte Abstand zu nehmen. Als ich vor drei Jahren hier in der Nähe jagte, fand ich die Elche nicht annähernd so zutraulich; ich sah allerdings nicht so viele. Mein Führer behauptet, das Wild noch nie so dreist wie in diesem Jahr gekannt zu haben. Leider war nie ein genügend starker Baum zur Deckung da, wenn die Elche, scheinbar annehmend, auf mich zukamen; ich hätte sonst gerne, anstatt sie zu verscheuchen, abgewartet, um zu



Wo der Riese fiel.

sehen, ob sie wirklich den ihnen zugeschriebenen Mut haben, den Menschen anzunehmen.

Ein zehnstündiger Marsch brachte keinen guten Hirsch vor die Büchse, trotzdem ich fast beständig die Tiere im Stangenholz brechen hören konnte. Die Elche halten sich mit Vorliebe in den Wäldern auf, welche vor einiger Zeit abgebrannt sind und wo die Wurzeln neue Triebe zutage gefördert haben. Der ehemalige Wald liegt, vom Winde umgeblasen, als wüstes Chaos am Boden; tausendemal muß man an einem Tage über gefallene Stämme klettern, eine Ubung, die mir mit meinem immer noch nicht geheilten Bein viel Mühe verursacht.

Am 9. Oktober birschte ich lange Zeit hinter einem guten Hirsch her, der ein besonderes Ziel zu haben schien, denn er ging eine Stunde lang immer im gleichen Tempo vor mir durch das Stangenholz, ohne daß ich die Distanz, welche mich von ihm trennte, hätte verringern können. Dann blieb er plötzlich stehen, stellte sich breit vor mich hin und äugte starr in eine Richtung; ich konnte aber nicht sehen, was seine Aufmerksamkeit so stark in Anspruch nahm. Vorsichtig näher gehend, sah ich dann auf einer Blöße einen andern Hirsch stehen mit dem Tier, und zwar fielen mir sofort seine riesigen Schaufeln in die Augen. Ich schoß, und der Elch brach im Feuer zusammen. Mein Führer strahlte, und als ich hinzugekommen war und mir die Schaufeln näher angesehen hatte, strahlte ich mit, denn zu unsern Füßen lag ein wahrhaft kapitaler Elch. Schnell machten wir mit Zündhölzern, die gerade zwei Zoll lang sind, ein ein Fuß langes Maß, legten einen Stock quer über das Geweih und zählten dann 76½ Zoll, mit andern Worten, ich hatte den stärksten Elch erlegt, von dem die offiziellen Meldungen wissen.

Wie unberechenbar ist doch die Laune des Schicksals. Nach all den Gegenschlägen — es hatte doch geschienen, als ob höhere Gewalten mich daran verhindern wollten, der Elchjagd obzuliegen — habe ich das Glück, das beste Exemplar der herrlichsten Schöpfung der Natur auf dem Gebiete der Fauna zu erlegen, denn dem

Alaska-Elch stelle ich von allen Tieren der Erde nur noch den Wapitihirsch zur Seite.

Auf die Nacht zurückgekehrt, stellte es sich beim Messen mit

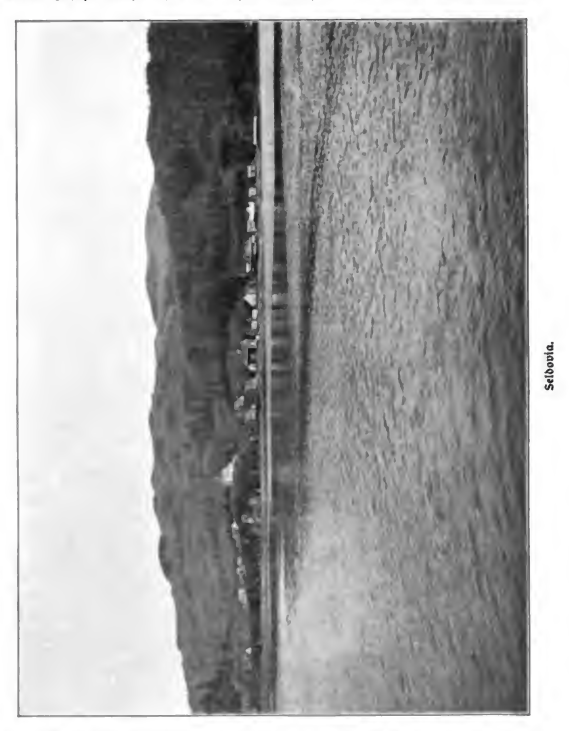


Auf der Heimreise mit der Beute.

einem korrekten Maß heraus, daß das Geweih eine Auslage von 77½ Zoll oder 1,96½ Meter hatte.

Einen vollen Monat hatte ich durch die Unglücksfälle und Widrigkeiten bei der Elchjagd verloren und wurde dadurch gezwungen, die geplante Bärenjagd auf der Alaska-Halbinsel, etwa

400 Seemeilen von hier, aufzugeben; denn die Bären fressen jetzt keine Fische mehr, sondern haben sich in die Berge begeben, wo



Seldovia.

sie sich damit beschäftigen, Ziesel aus der Erde zu graben und zu verzehren, bis genügend Schnee gefallen ist, um sich zum Winterschlaf zurückzuziehen. Ich beschloß deshalb nach Kodiak

zurückzufahren, um hier einen Versuch zu machen, den berühmten Kodiakbären zu erlegen, ein Tier, über dessen Abstammung und Verwandtschaft mit den Bären des Festlandes die Gelehrten sich noch nicht einig sind. Jedenfalls ist es ein Bär, der eine ganz gewaltige Größe erreicht; da es aber ihrer nicht viele mehr auf der Insel gibt, sind die Chancen nicht groß, zumal in dieser vorgerückten Jahreszeit, eine erfolgreiche Jagd zu machen.

Eile tat Not; um so größer war deshalb meine Enttäuschung bei meiner Rückkehr auf den „Volunteer", meinen Kapitän an Lungenentzündung und meinen Steuermann an Influenza erkrankt zu finden. Ich beschloß zunächst die Nacht selbst mit Hilfe meines Dieners Schüßler, der sich zu jedem Handwerk eignet, nach Kodiak zu segeln, die Distanz beträgt nur 190 Meilen, ließ mich aber davon abhalten, da man mir sagte, daß jetzt häufig starke Nebel auftreten und dann oder bei einem Sturm wäre ich der Aufgabe wohl nicht gewachsen gewesen, da ich vom Segeln so gut wie nichts verstehe. Es hielt nicht schwer, einen geeigneten Mann zu finden, der das Boot navigieren konnte; aber der Dampfer, welcher den Dienst im Cook Inlet versieht, stellt jetzt seine Fahrten ein, und der betreffende Mann würde nicht bis zum Frühjahr in seine Heimat zurückkehren können. So stand ich wieder einmal vor einem Problem. Ich engagierte einen des Segelns kundigen Schweden und fuhr dann nach Seldovia, 90 Meilen in der Richtung nach Kodiak, am Eingang des Cook Inlet gelegen. Von hier aus konnte mein Navigator noch in diesem Herbst zurück nach Kusiloff, und ich wollte sehen, wie ich von Seldovia weiter nach Kodiak kam.

Nachdem der Wind während der ganzen Zeit, die ich an Land zubrachte, von Norden geweht hatte, also günstig, um nach Süden zu segeln, drehte er in der Stunde, wo ich Anker lichtete, und erstarb dann ganz, so daß ich einen ganzen Tag am Eingang des Seldovia-Hafens lag, nur einen guten Büchsenschuß von meinem Ziel entfernt.

Das Mißgeschick, das mich nun sieben Monate lang verfolgt — unzählige kleine Kontras habe ich, um meine Leser nicht zu lang-



Der Dampfer „Portland“.

weilen, nicht erwähnt — beginnt mir mit der Zeit auf die Nerven zu gehen; aber das hilft hierzulande nichts, hier heißt es aushalten,

da es keinen andern Ausweg gibt. — Der erste Versuch, von Seldovia fort zu kommen, mißglückte; ich mußte das Schiff wegen Windstille mit der Flut wieder in den Hafen zurückkehren lassen. Das zweite Mal wurden wir außerhalb des Hafens auf die Felsen getrieben und mußten in der Graham-Bucht Schutz suchen, wo wir dann zwei Tage liegen blieben. Dann erhob sich ein Wind, der in der Nähe der Barren-Inseln zum Sturm ausartete; die Nacht fegte mit einer Geschwindigkeit von 12 Meilen in der Stunde durch die Wogen. Ich litt schlimmer denn zuvor und legte in dieser Nacht das Gelübde ab, nie wieder den Kiel eines Segelbootes zu betreten. Nach sechs Tagen und zwölf Stunden erreichte ich erst Kodiak.

In Seldovia hatte ich die Nachricht erhalten, daß der Dampfer „Santa Ana", mit dem ich am 1. November die Heimreise von Kodiak antreten wollte, untergegangen war; somit war ich gezwungen, den am 23. Oktober fälligen Dampfer „Portland" zu benutzen, und bis dahin war nicht genug Zeit übrig, um auf die Bärenjagd zu gehen.

Meinen Aufenthalt in Kodiak benutzte ich dazu, um der nahen Wood-Insel einen Besuch abzustatten, die ich schon oft für ihre landschaftliche Schönheit hatte rühmen gehört. Meine Erwartungen wurden weit übertroffen. Hier, in einem Lande, wo das Auge durch üppigen Baumwuchs nicht verwöhnt wird, finden wir einen herrlichen Tannenwald, in dem vielhundertjährige Exemplare stehen, die sich würdig an die schönsten Riesen des Schwarzwaldes reihen. Der Boden ist mit Moos bedeckt, von einem so intensiven Grün, wie es nur der hohe Norden zu schaffen vermag. Das Land ist durchschnitten von zahlreichen, farnbewachsenen Schluchten, durch die kleine silberhelle Bäche rauschen. Wir sehen viele von Rankengewächsen umrahmte Grotten aus brauner Lava, die ehemals die Wohnung der Bären gewesen sein mögen. Das Gestade ist sandig, aber weit in die See hinaus ragen von der Brandung gepeitschte Klippen und Felsen, zwischen denen sich Enten und vielerlei Taucher tummeln. Die Insel ist nur von wenigen Aleuten und Kreolen be-



Juneau, Alaska.



Valdez im Sommer.

wohnt; es befindet sich aber hier die von einem Missionar und seiner Familie geleitete Missionsschule, die zugleich ein Heim ist für arme und verwaiste Indianerkinder. Von der Insel hat man eine herrliche Aussicht auf Kodiak und andre kleinere Eilande, mit ihren durch Heidekraut violett gefärbten Hügeln, die im Hintergrund von hohen, schneebedeckten Bergen überragt werden. Nie habe ich einen Ort gesehen, der sich besser zu einem Wildpark eignen würde. In dem Schilf der zahlreichen Seen nisten Enten und Gänse; Elche, Renntiere, Hirsche, Fasanen und Schneehühner würden hier prächtig gedeihen, und ein Aufenthalt während des Spätsommers in diesem vorzüglichen, Leib und Seele animierenden Klima kann nur mit dem in einem Paradiese verglichen werden.

Am 24. Oktober trat ich auf dem Dampfer „Portland" die Rückreise nach Seattle an; da das Schiff verschiedene Häfen des Prince William-Sundes anlief und dann die sogenannte „Inside Passage" nahm, d. h. zwischen dem Festlande Amerikas und den ihm vorgelagerten Inseln durchfuhr, wurde mir die willkommene Gelegenheit geboten, noch einmal die herrliche Szenerie genießen zu können. Auch anderswo gibt es Berge, Gletscher und Fjords; aber nirgends auf der Erde finden wir einen solchen Überfluß an Naturschönheiten, die geradezu überwältigend wirken, wie hier. Alaskas größter Reichtum liegt nicht in seinen Mineralien, Wäldern oder Fischen, sondern in seiner Szenerie; tausende Kilometer weit ist die Küste ein einziges Panorama, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß der Touristenverkehr hier eröffnet wird und Scharen von Naturfreunden hierher pilgern werden.

Der Dampfer ging zunächst nach Seward, das am Ende eines 20 Meilen langen Fjords gelegen ist und den Ausgangspunkt der neuen Eisenbahn nach dem goldreichen Tananatal bildet, dann nach der Insel Latouche, wo man kürzlich riesige Kupferfelder gefunden hat, die eine reiche Ausbeute versprechen. Der Prince William-Sund gleicht in seiner Form einer großen Spinne, deren Beine Meeresarme, Buchten und Fjords sind, die meisten von ihnen mit



Valdez im Frühjahr.

einem Gletscher an ihrem äußersten Ende. Wir fahren am Columbiagletscher vorüber, einem der größten des Landes, und erreichen dann Valdez, mit vollem Recht der „Golf der Götter" benannt.

Die kleinen Minenlager Ellamar und Orca werden kurze Zeit besucht, dann verläßt das Schiff den Sund und steuert auf die offene See hinaus mit Kurs nach der Kayak-Insel, auf welcher man Petroleumquellen gefunden hat. Kaum haben wir die schützende Orca-Bucht verlassen, da erhebt sich ein Sturm von solcher Heftigkeit, wie ihn unser zweiundsechzigjähriger Lotse noch nie erlebt zu haben behauptet. Drei Tage dauert der Kampf mit dem Element; es ist lange zweifelhaft, ob dieses oder der Erbauer des Schiffes den Sieg davontragen wird. Das alte hölzerne Fahrzeug kracht in allen Fugen, wir legen kaum eine Meile in der Stunde zurück und danken dann alle unserm tüchtigen Kapitän, als er sein Schiff unter die schutzbietenden Berge der Kayak-Insel gebracht hat. In den Hafen konnten wir nicht hinein des Sturmes wegen; der Anker konnte nicht herabgelassen werden der hohen Wellen wegen; deshalb fuhren wir 30 Stunden zwischen der Insel und dem Festlande auf und nieder, bis der Orkan sich ausgetobt hatte.

Bevor man nach Yakutat gelangt, passiert man den St. Eliasberg und den ihm vorgelagerten Malaspinagletscher; letzterer bedeckt einen Flächenraum von 1500 Quadratmeilen, erstreckt sich 30 Meilen vom Meeresufer ins Land hinein und läuft 50 Meilen parallel mit dem Gestade. Schon wenige Stunden darauf hat man Gelegenheit, sich in Yakutat in einem herrlichen Tannenwald zu ergehen, dessen dunkles Grün, gegen die glitzernden Schneeberge gesehen, einen wunderbaren Farbeneffekt produziert.

Schon bald nach der Abfahrt von Yakutat verläßt der Dampfer die hohe See und geht hinter die Inseln des Alexander-Archipels, um die malerisch gelegene Stadt Juneau, seit kurzem Hauptstadt von Alaska, aufzusuchen. Von Juneau bis nach Seattle fährt man beständig zwischen dem Festlande und den vielen Inseln durch; die draußen um diese Jahreszeit wütenden Stürme



Der Columbia-Gletscher.

berühren uns nicht, und man kann in Ruhe die unvergleichliche Schönheit des Landes genießen. An vielen Stellen treten die Inseln so nahe an das Land heran, daß nur eine ganz schmale Fahrstraße bleibt. Man glaubt auf einem Flusse zu sein. Wieder an andern Stellen sind wir ringsum von Bergen umgeben und fahren scheinbar auf einem Binnensee. Zu beiden Seiten sind die Ufer dicht mit herrlichen Tannen bestanden; smaragd-grünes Moos bedeckt den Boden.

Erst am vierzehnten Tage nach meiner Abreise von Kodiak kam der Mount Raimer in Sicht, und wenige Stunden darauf liefen wir in den Hafen von Seattle ein. Von hier aus begab ich mich



Mont Rainier bei Seattle.

nach San Francisco und fand die Zerstörungen, welche das Erdbeben vom 18. April mit dem darauf folgenden Feuer angerichtet hat, weit erheblicher, als man sich nach Berichten und selbst nach Photographien vorzustellen vermag. Zeitungsschreiber, zumal die amerikanischen, haben das Publikum in ihren Berichten über mindere Ereignisse derartig an Superlative gewöhnt, daß sie nun neue Wörter erfinden müßten, um dem ganzen Umfange des Unglücks gerecht zu werden. Wer, wie ich, San Francisco vor dem Erdbeben gekannt hat, der wird beim Anblick der zerstörten Stadt traurig gestimmt, auch wenn er keine Verwandten oder Freunde unter den Trümmern betrauert oder finanzielle Verluste zu verzeichnen hat. Wohl kaum eine andre Stadt der Welt erfreute sich in dem Maße der Sympathien aller Nationen, die einmal in ihr zu Gaste gewesen; ich vermag den Reiz nicht zu beschreiben. Aber „Frisco“ war nichts weniger wie amerikanisch; ein orientalischer Hauch durchwehte seine Straßen; es war nicht die Einwohnerzahl, sondern ihr Geist, der sie zu einer Großstadt machte, die man kühn den ersten der Erde zur Seite stellen konnte.

In San Francisco kehrte ich dem Stillen Ozean den Rücken und wandte mich gen Osten, der großen Wasserscheide, den endlosen Prärien, der herrlichen Sierra und endlich der Heimat zu, um hier frische Kräfte für eine neue Expedition zu sammeln.



Anhang.





Übersicht über die vom Verfasser auf seiner Reise gesammelten Tiere.

A. Säugetiere.

Von

Professor **Paul Matschie,**

Kustos am Königlichen Zoologischen Museum zu Berlin.

Es gewährt sicher einen großen Reiz, in fremden Ländern die Jagd auszuüben. Die dort gewonnenen Beutestücke lösen noch nach vielen Jahren die Erinnerung an schöne Stunden aus, an Augenblicke der Gefahr, an glücklich besiegte Hindernisse, an Entbehrungen und an den herrlichen Genuß, den der Anblick des errungenen Preises darbietet. Aber der Wert solcher Beutestücke wird doch noch wesentlich gesteigert, wenn sie nicht nur für den Besitzer, sondern auch für die Allgemeinheit von Bedeutung sind, wenn sie zur Beantwortung irgendwelcher wissenschaftlicher Fragen beigetragen haben. Wer lediglich an sich selbst denkt und die Außenwelt nur danach abschätzt, ob sie ihm selbst Vorteil oder Nachteil bringt, für den genügt wohl das Bewußtsein, in so und so viel verschiedenen Ländern eine gehörige Reihe von Geschöpfen mit der Büchse umgelegt zu haben; er wird vielleicht sich rühmen, daß andere nicht so starke Geweihe und Gehörne besitzen. Edleres Vergnügen gewährt sicherlich die Freude darüber, daß die eigene Jagdbeute der Wissenschaft Nutzen bringen durfte; aber die schönste Befriedigung wird sich doch derjenige erwerben, der auf seinen Jagdreisen keine Gelegenheit versäumt, allerlei kleineres und größeres Wild, das als Beutestück für ihn weniger in Betracht kommt, doch nebenbei zu sammeln und der Wissenschaft zuzuführen. Das hat auch Herr Paul Niedieck getan; seine

im Berliner Zoologischen Museum aufbewahrten Sammlungen aus dem nordwestlichen Nordamerika und dem östlichsten Nordasien enthalten fast ausschließlich Arten, die bis dahin in einem deutschen Museum nicht vertreten gewesen sind, füllen also sehr große Lücken aus; sie besitzen außer diesem hohen Werte für die Bereicherung einer deutschen Tiersammlung durch hervorragende Schaustücke und Seltenheiten noch eine große Wichtigkeit deswegen, weil sie aus Gegenden stammen, die nur sehr wenig durchforscht sind, und wesentliche Ergänzungen der Kenntnis jener abgelegenen Gebiete bringen.

Deshalb gebührt Herrn Niedieck herzlicher Dank; möge ihm die Förderung der Wissenschaft auch in Zukunft Freude machen!



Die Säugetiere der Ausbeute des Herrn Paul Niedieck stammen aus sehr verschiedenen Gegenden; ein Teil ist auf der Kenai-Halbinsel in Alaska, ein zweiter auf Kamtschatka, ein dritter an der Mündung des Anadyr-Flusses, auf der Kayne-Insel und auf den Semidi-Inseln gesammelt worden. Eine Übersicht dieser Arten folgt hier; bei den meisten sind kurze Bemerkungen hinzugefügt worden. Herr Paul Niedieck hat die hier aufgezählten Stücke dem Berliner Zoologischen Museum in hochherziger Weise zum Geschenk gemacht.

1. Alces gigas (*Miller*), der Riesenelch der Kenai-Halbinsel, Alaska. Ein Schädel mit Geweih und ein vollständiges Fell mit Beinknochen.

Über die verschiedenen Arten des Elchs ist man bis jetzt noch sehr wenig unterrichtet.

In den neueren Werken über Säugetierkunde werden gewöhnlich drei Arten aufgezählt, Alces alces *Linné* aus Nordeuropa und Nordasien, Alces americanus *Jardine* von Canada und Alces gigas *Miller* vom Tustumena-See auf der Kenai-Halbinsel in Alaska.

Eine vierte Art hat Lydekker im Jahre 1902 abgetrennt, einen sibirischen Elch, den er bedfordiae genannt hat. Damit ist aber die Zahl der tatsächlich vorhandenen Arten noch lange nicht erschöpft. Wenn man aus der Verbreitung andrer Säugetiere auf diejenige der Elche Schlüsse ziehen darf — und das ist sehr wahrscheinlich —, so gibt es eine ganze Menge verschiedener Elcharten, die heute noch leben, und anderseits sind auch nicht wenige Arten bereits ausgestorben. Ich habe

neuerdings (Das Weidwerk in Wort und Bild, XVI, Nr. 12, S. 214) darauf aufmerksam gemacht, daß schon in Skandinavien zwei verschiedene Schaufelbildungen vorkommen, nicht etwa von Stangenelchen und Schaufelelchen, sondern Schaufeln, die sich durch verschiedenartige Flächenkrümmung unterscheiden. Meiner Ansicht nach wird derjenige Elch, welcher die nach Westen abwässernden Länder bewohnt, von dem Elch der zum Bottnischen Meerbusen abwässernden Teile Skandinaviens verschieden sein. Es bedarf noch fleißigen Forschens, bis wir imstande sind, mit Sicherheit anzugeben, wie viel Elcharten in dem ungeheuren Gebiet zwischen Skandinavien und der Ostküste von Amerika vorhanden sind. Vermutlich wird jedes größere Wassergebiet, wie z. B. dasjenige des Ob, des Jenissei, der Lena, des Yukon usw., je eine in der Färbung der Decke, in der Gestalt und Geweihbildung durch eigentümliche Merkmale ausgezeichnete Art besitzen.

2. Ovis kenaiensis *Allen*, das weiße Wildschaf der Kenai-Halbinsel, Alaska.

   Vier Schädel mit zum Teil sehr starken Gehörnen und ein vollständiges Fell zieren jetzt die Sammlungen des Berliner Zoologischen Museums als Spenden des Herrn Paul Niedieck.

3. Ovis nivicola *Eschscholtz*, das Wildschaf der Ostseite von Kamtschatka.

   Ein Fell und fünf Schädel.

J. A. Allen hat im »Bulletin of the American Museum of Natural History« XX, 1904, S. 293—298 eine bisher unbekannte Art des Wildschafes von Fort Tigil an der Westküste von Kamtschatka unter dem Namen Ovis storcki beschrieben. Es unterscheidet sich von dem ostkamtschadalischen Wildschaf, wie es in der Gegend des Kap Schipunski lebt und als Ovis nivicola von Eschscholtz beschrieben und abgebildet worden ist, dadurch, daß sein Gehörn nicht weit auslegt, sondern sehr nahe am Kopf und sehr weit nach vorn gewunden und nur vor der Spitze scharf nach außen gekrümmt ist. Die Hörner sind anderthalbmal um sich selbst gewunden.

Das Gehörn von Ovis nivicola ist demjenigen des Kenai-Wildschafes viel ähnlicher, unterscheidet sich aber von ihm durch die flache, nicht gewölbte Innenseite des Hornes und durch kürzere Spitzen.

Auf Kamtschatka gibt es also zwei sehr verschiedene Arten des Wildschafes, eine auf der Westseite, die andere auf der Ostseite. Auch

hier sehen wir wieder, daß in zwei verschiedenen Wassergebieten, den Zuflußgebieten des Ochotskischen und des Beringmeeres, auch zwei verschiedene Wildschafarten leben.

Allen hat nun nachgewiesen, daß auf der Taiganose-Halbinsel am Gichiginski-Golf im höchsten Norden des Ochotskischen Meeres wieder ein anderes Wildschaf lebt, dessen Gehörn noch nicht einmal eine vollständige Spiralwindung bildet und dem Himalaja-Wildschaf, Ovis hodgsoni, ähnlich ist, sich aber in weiterem Bogen vom Schädel nach außen krümmt.

Er bezeichnet es vorläufig als Ovis borealis, obwohl er glaubt, daß es wahrscheinlich mit dieser Art nicht vereinigt werden darf. Ovis borealis ist von Severtzow aus dem Hochlande zwischen der Pjasina und Chatanga, also in der Nähe der Byrranga-Berge südlich von der Taimyr-Halbinsel zwischen den Mündungen des Jenissei und der Lena beschrieben worden. Allen meint, daß das echte borealis-Wildschaf aus der Jana-Gegend stamme: das ist nicht richtig, sondern sein Vaterland ist noch viel weiter westlich zu suchen.

Um Verwechslungen vorzubeugen, wird es erwünscht sein, das von Allen erwähnte Wildschaf von der Taiganose-Halbinsel, dessen Schädel er auf S. 295, Fig. 3 abgebildet hat, durch einen besonderen Namen zu bezeichnen; ich schlage dafür **Ovis alleni** vor.

4. Dicyclotherium aff. primigenius *Blbch*, Mammut.

Ein Stoßzahn, an der Mündung des Anadyr erworben.

Dieses prächtige Stück, das jetzt die Schausammlung des Berliner Museums für Naturkunde ziert, hat eine Länge von 263 cm, der Zahn hat an der Alveole einen Umfang von 40 cm, etwa 80 cm geradlinig von der Spitze entfernt noch einen Umfang von 37 cm. Der Durchmesser der Alveole ist 13 cm, der geringste Abstand der Spitze vom freien Alveolenrande 154 cm, während der Außenrand des Zahnes an der höchsten Krümmung ungefähr 50 cm geradlinig gemessen von der Spitze bis zum freien Alveolenrande eine geringste Entfernung von 150 cm hat.

Der Zahn ist mit seiner Spitzenhälfte stark nach außen, mit seiner Wurzelhälfte schwach nach innen gedreht. Wenn man von dieser Doppeldrehung absieht, so biegt sich der Zahn um nicht mehr als einen Drittelkreis in seinem Spitzenteil, also viel weniger als die Stoßzähne des Skelettes, das G. Cuvier in seinen Recherches sur les Ossemens fossiles I, Taf. XI, S. 204 abgebildet hat.

Dieser sehr krummzähnige Mammut stammte von der Lena-Mündung; der von Herrn Niedieck nach Europa gebrachte Zahn ist aus dem Innern zum Anadyr gebracht worden. Er stimmt in seiner Krümmung sehr gut mit dem neuesten jetzt in Petersburg aufgestellten von der Kolyma überein. Vielleicht stammt er sogar aus diesem Gebiet.

Die Verschiedenheiten in der Krümmung der Zähne sind bei dem afrikanischen Elefanten als sehr brauchbare Artenmerkmale aufzufassen; man kann aus der Biegung und Gestalt des Stoßzahnes mit Sicherheit die Heimat des dazu gehörigen Elefanten erkennen, seine besondere Art feststellen.

Wahrscheinlich muß man, wie bei den afrikanischen Elefanten, auch bei den Mammuts eine größere Anzahl von verschiedenen Arten unterscheiden, die sich gebietsweise von Wasserbecken zu Wasserbecken ersetzen. Eine Vergleichung der in den paläontologischen und zoologischen Sammlungen aufbewahrten Mammutzähne wird meine Vermutungen bestätigen.

5. Citellus buxtoni *Allen* (?), Ziesel.

Drei Felle ohne Schädel, am Anadyr gekauft. Drei Felle und zwei Schädel von der Kayne-Insel im Norden der Tschuktschen-Halbinsel.

Allen hat in seiner Arbeit (S. 139—144) zwei verschiedene Zieselarten neu beschrieben: Citellus stejnegeri aus der Gegend von Petropaulski im südöstlichen Kamtschatka, und Citellus buxtoni, begründet auf viele Belegstücke von der Gishiga an der Nordküste des Ochotskischen Meeres und von Indian Point = Kap Tschaplin an der Ostküste der Tschuktschen-Halbinsel. Leider ist nicht gesagt worden, wie die sieben von Allen erwähnten Ziesel vom Kap Tschaplin aussehen; er hat nur ein am 13. August an der Gishiga erbeutetes altes ♂ beschrieben und dann allgemein diejenigen Merkmale hervorgehoben, welche die Tiere zu verschiedenen Jahreszeiten besitzen. Nach seinen Angaben ändern sie ganz erstaunlich ab. Ich möchte fast glauben, daß Allen zwei verschiedene Arten vor sich gehabt hat, und daß die Gishiga-Ziesel von den Zieseln des Kap Tschaplin sich artlich unterscheiden.

Auch die von Herrn Niedieck gesammelten Ziesel scheinen diese Vermutung zu bestätigen. Die drei am Anadyr am 1. August 1906 gekauften Felle stimmen im allgemeinen mit Allens Beschreibung von Citellus buxtoni überein, haben aber nicht ockerfarbige Körperseiten und ockerfarbigen Bauch, sondern nur die Bauchmitte und eine

mittlere Längsbinde über die Brust sind ockerfarbig, die übrigen Teile der Unterseite sind weißgrau und die Körperseiten schmutzig gelbgrau mit weißen und schwarzen Haarspitzen. Die Nasenspitze, die Seiten der Nase, das Kinn und die Kehle sind nicht „deep buff", sondern weißlich-grau.

Zwei von diesen Zieseln sind einander sehr ähnlich. Bei ihnen ist der Oberkopf bis fast zu den Ohren schön rostbraun, der Grundton der Rückenfärbung ocker, die Oberfläche des Schwanzes vor der schwarzen Spitze schön orange wie die Unterseite des Schwanzes; bei den dritten ist die rostbraune Färbung auf die Gegend vor den Augen beschränkt und durch viele schwarze Haarspitzen undeutlich, der Rücken hat einen blasseren, graueren Grundton und auch die Oberfläche des Schwanzes ist von der Färbung des Rückens.

Ganz anders sehen die drei Ziesel von der Kayne-Insel aus, die am 3. August 1906 gesammelt worden sind. Sie sind sehr kurzhaarig, oben grau mit dunkelgrauen Tönen gemischt, unten schwarzgrau, bei einem Tier mit Gelbgrau gemischt. Auf dem Rücken sind helle Tupfen angedeutet. Der Oberkopf hat einen rostbraunen Anflug. Die Oberseite der Füße ist blaß ockergrau. Die Körperseiten sind aschgrau, die hellen Haarspitzen im Schwanz sind gelblich weiß. In den Maßen stimmen sie ungefähr mit den Anadyr-Zieseln und Citellus buxtoni überein. Die Schädel sind nur etwas kürzer, 54,6 mm lang, die Molarenreihe erscheint dagegen ein wenig länger mit 12,2 mm.

Wahrscheinlich wird es im nördlichsten Ostasien mindestens sechs Arten des Ziesels geben, die sich gebietsweise vertreten: eine Art, Citellus stejnegeri *Allen*, auf der Ostseite von Kamtschatka, eine zweite auf der Westseite von Kamtschatka, eine dritte, C. buxtoni, an der Westküste und Nordküste des Ochotskischen Meeres, eine vierte im Anadyr-Becken, eine fünfte im Kolyma-Becken, eine sechste an der Eismeerküste der Tschuktschen-Halbinsel. Die oben erwähnten Ziesel von der Kayne-Insel sind, wie ich eben auseinandergesetzt habe, dem Anadyr-Ziesel sehr unähnlich. Es ist wohl möglich, daß sie zu einer andern Art gehören und daß diese Art mit der an der Eismeerküste lebenden übereinstimmt.

Eine Lösung dieser Frage wird erst möglich sein, wenn man noch mehr Ziesel aus jenen Gegenden von möglichst verschiedenen Fundorten und in verschiedenen Alters- und Jahreszeitkleidern vergleichen kann.

6. Evotomys orca *Merriam*, Kenai-Rötelmaus.

Vier Felle mit Schädeln: 3 ♂, 15. September 1906, 18. September 1906 und 23. September 1906, Kassilof-See, Kenai-Halbinsel, Alaska, und 1 ♀ 30. September 1906, Kenai-Halbinsel, Alaska.

Ein Tier in Alkohol ♀ 19. Oktober 1906, Kassilof-See, Kenai-Halbinsel, Alaska.

7. Microtus kamtschaticus (*Polyakoff*), Kamtschadalen-Feldmaus.

14 Felle mit Schädeln. Marsovya-Bucht in der Nähe von Kap Schipunski, Ostküste von Kamtschatka. 4 ♂♂ vom 3., 4., 7. und 8. Juli 1906; 10 ♀♀ vom 24. Juni, 4., 5., 7. und 8. Juli 1906.

Das größte ♂ hat eine Rumpflänge von 175, eine Schwanzwirbelsäulenlänge von 45 mm, und sein Hinterfuß mit Krallen ist 21,4 mm lang, das größte ♀ hat eine Rumpflänge von 175, eine Schwanzwirbelsäulenlänge von 55 mm, und sein Hinterfuß mit Krallen ist 21,8 mm lang.

In der Färbung ändern diese Wühlmäuse sehr ab; einige sind lebhaft gelbbraun, andre tief graubraun, manche haben eine gelbgraue Unterseite, bei andern ist sie weißgrau, wieder bei andern silbergrau.

Allen erwähnt, daß es weder ihm noch Gerrit S. Miller gelungen sei, Feldmäuse von Markova im Anadyr-Becken, vom Gishiga-Fluß an der Küste des Ochotskischen Meeres, vom Kap Tschaplin (Indian Point) auf der Tschuktschen-Halbinsel und von Petropaulski auf Kamtschatka artlich zu unterscheiden. Dagegen hat Gerrit S. Miller von der Plover-Bay in Ostsibirien, dicht beim Kap Tschaplin, eine Wühlmaus unter dem Namen Microtus tschuktshorum beschrieben, die nach seinen Angaben dem M. kamtschaticus sehr ähnlich sein soll, aber im Schädelbau erhebliche Unterschiede aufweist. Es ist möglich, daß dort ebenso wie in Alaska zwei verschiedene Wühlmausgattungen nebeneinander vertreten sind.

8. Mus. aff. decumanus *Pallas*, Wanderratte.

♂ 20. Oktober 1906, Kodiak, Alaska; ♀ 22. Oktober 1906, Kodiak, Alaska.

Diese beiden Wanderratten unterscheiden sich von solchen aus der Mark Brandenburg dadurch, daß die Rückenfärbung sehr wenig Gelb-

braun enthält und mehr ins Graubraune fällt mit starker schwärzlicher Beimischung.

Der Schwanz ist schwarzgrau, auf der Unterseite etwas heller. Die Hinterfüße sind weißgrau, die Vorderfüße schwarzgrau mit hellen Haarspitzen.

Woher diese Wanderratte nach Alaska gekommen ist, muß eine spätere Untersuchung lehren; vielleicht stammt sie aus Ostasien.

9. Dicrostonyx spec. aff. nelsoni *Merriam*, Bunter Lemming.

Ein Fell, am Anadyr gekauft.

Dieses Fell entspricht in der Färbung ungefähr der Beschreibung von D. nelsoni, hat aber keinen dunklen Rückenstrich, und die Haarwurzeln sind nicht mit Weiß gescheckt. Die Unterseite des Körpers ist weißgrau, zwischen den Vorderfüßen zeigt sich ein rotbrauner Fleck. Die Füße sind weiß. Die Rückenfärbung verliert nach dem Schwanz zu viel von der rotbraunen Beimischung, an deren Stelle ein Gemisch von Schwarz, Braun und Weiß tritt. Auf den Oberschenkeln ist diese Färbung durch ein schwarzes undeutliches Band gegen die weiße nach unten mit Schwarz gemischte Zeichnung der Keulen scharf abgegrenzt. Die Rückenfärbung zieht sich als 12,5 mm breite Binde bis zum kurzen Schwanz hin, der an seiner Spitze einen Pinsel aus langen weißen Haaren trägt. Die Kopfseiten sind grau wie bei D. nelsoni.

Auf Grund dieses einzigen Stückes, dem noch dazu der Schädel fehlt, wage ich es nicht, diese anscheinend neue Art zu benennen.

10. Lepus niediecki *Matschie* spec. nov., Kenai-Schneehase.

Ein Fell mit Schädel. ♂ Kassilof-See, Kenai-Halbinsel, Alaska, 9. Oktober 1906. Außerdem sind noch zwei auf der Kenai-Halbinsel gekaufte Schädel dieser Art vorhanden.

Allen hat (Bulletin of the American Museum of Natural History. XX. 1904, Seite 282 und 283) den Schneehasen von Barabori und Sheep Creek auf der Kenai-Halbinsel als Lepus americanus dalli *Merriam* bezeichnet, allerdings mit einigen Bedenken. Lepus americanus dalli ist begründet worden auf einen Hasenschädel vom Nulato-Fluß.

Dieser Schädel zeigt im Vergleich zu den von Herrn Niedieck gesammelten folgende Maße (Proceedings of the Washington Academy of Sciences. II. 1900, S. 30):

	Lepus dalli mm	♂ Kassilof-Bay mm	♂ Kenai mm	♀ Kenai mm
Basallänge	65	66,4	64	61,2
Vordere Jochbogenbreite . . .	37,5	37,1	35,8	34,5
Breite in der Mitte des Jochbogens	38	38,4	38,5	ca. 37,9
Postpalatallänge	33,5	33,3	33,4	31,9
Frontalbreite über die Mitte des Postorbitalprozesses gemessen .	21	ca. 22	21,8	20,4
Hintere Breite der Nasalen . .	15	16,1	17	16
Vordere Breite der Nasalen . .	11	10,2	10,8	9,5

Aus dieser vergleichenden Zusammenstellung ergibt sich, daß die Schädel des Kenai-Schneehasen sich von demjenigen des Nulato-Schneehasen dadurch unterscheiden, daß ihre Nasalen hinten breiter, aber vorn schmäler sind, ihre Jochbogen weiter ausladen und ihre Stirn breiter ist.

Ich gebe zur leichteren Vergleichung noch einige andere Maße; die Schädel sind in derselben Reihenfolge wie oben geordnet:

Größte Länge: 80; 78; 74,8 mm.
Basilarlänge: 62,4; 59,7; 57,5 mm.
Henselion bis zum Hinterrande des Palatum: 30; 26,5; 26,3 mm.
Geringste Länge des Palatum: 7,4; 5,8; 5,5 mm.
Länge des Foramen incisivum: 18,9; 18,5; 18,5 mm.
Größte Breite dieses Foramen: 7,9; 7,8; 7,8 mm.
Diastema in Oberkiefer: 21,4; 20,3; 20,1 mm.
Diastema in Unterkiefer: 16,9; 16,4; 16,2 mm.
Geringste Interorbitalbreite: 17,2; 16,5; 16,5 mm.
Geringste Postorbitalbreite: 12,9; 13,1; 12,2 mm.
Größte Breite des Hirnschädels: 27,5; 29; 27,8 mm.
Größte Länge der Nasalen: 33,9; 33,9; 31 mm.
Höhe des Hirnschädels am Vorderrande der Basioccipitale: 24,2; 24,4; 23,4 mm.
Länge der oberen Molarenreihe, an den Alveolen gemessen: 15,3; 15,3; 15,3 mm.
Länge der unteren Molarenreihe: 15,2; 15,2; 15 mm.
Größte Länge des Unterkiefers vom vorderen Rande der Mandibula bis zum Hinterrand des Processus coronoideus: 63,2; 59,5; 58,2 mm.

Der einzige zur Vergleichung vorliegende Balg ist sehr dunkel gefärbt, dunkel graubraun mit fahlbraunen Haarspitzen, die als lange

Strichelchen erscheinen. Über die Rückenmitte zieht sich von der Schulter bis zur Schwanzwurzel ein schwarzbrauner, nicht scharf abgesetzter Strich, der nur unter gewissem Licht deutlich hervortritt. Die Körperseiten und die Brust sind etwas grauer, der Scheitel und die Wangen etwas gelbbrauner und weniger mit Schwarz gemischt. Um die Augen ist ein fahlbrauner, nicht sehr auffallender Ring sichtbar, der sich nach hinten in eine kurze helle Binde fortsetzt.

Die Ohren sind fast weiß, nur auf dem Innenrande der Außenseite mit Gelb und Schwarz gemischt und an der Spitze mit vielen schwarzen Haaren zwischen den weißen Haaren. Auf dem Scheitel befinden sich zwischen den gelbbraunen nur einige weiße Haare. Der Schwanz hat oben die Färbung des Rückens und ist unten weiß. Ebenso sind die Lippen, das Kinn, die ganze Unterseite außer der Brust, die Unterschenkel und die Vorder- und Hinterfüße weiß. Die Vorderschenkel sind weiß mit geringer zimmetfarbiger Beimischung, die Oberschenkel weißlich grau mit gelbbräunlicher Beimischung.

Ich gebe diesem auffällig gefärbten Hasen den Namen **niediecki** zur Erinnerung an die Verdienste, die sich Herr Niedieck um die Erforschung der Kenai-Säugetiere erworben hat.

11. Erethizon myops *Merriam* (?). Kenai-Baumstachelschwein.

Zwei Felle und neun Schädel, drei davon von dem Kassilof-See.

Da ich nicht in der Lage bin, die von Merriam aus der Gegend der Portage Bay auf der Halbinsel Alaska beschriebene Art Erethizon epixanthus myops unmittelbar zu vergleichen, so ist es mir unmöglich, zu entscheiden, ob die Kenai-Stachelschweine wirklich, wie es Allen getan hat, mit E. myops vereinigt werden können. In der Urbeschreibung sind leider nur diejenigen Merkmale erwähnt worden, durch die sich myops von epixanthus unterscheidet. Schädelmasse und eine Beschreibung der Färbungsmerkmale sind nicht angegeben.

12. Phoca largha *Pall*, Kamtschadalen-Seehund.

Drei Felle, ein Skelett und ein Schädel. Kap Schipunski, Besczewinskaja-Bucht.

Sie stimmen gut mit Pallas' Beschreibung überein.

Die Intermaxillaren legen sich an die Nasalen an und sind am oberen Ende gerade abgeschnitten. Die Sutura naso-frontalis ist länger als die Entfernung ihres vorderen Endes von der Spitze des freien

Randes des Nasale. Die oberen Molaren sind dreizackig, die unteren vierzackig. Die Prämolaren stehen etwas schräg zur Richtung des Kieferrandes, auch der erste Kiefermolar weicht noch etwas aus der Reihe.

Basallänge des Schädels: 198; 182 mm.
Größte Breite des Schädels: 139; 119 mm.
Länge der oberen Molarenreihe: 43/44; 43,6/43,6 mm.
Größte Breite des Hinterhauptes, an den Bullae gemessen: ca. 120; 116 mm.
Größte Schädellänge: 210; 196 mm.
Länge der Nasalen: 53,3; 50,4 mm.
Länge des Sutura naso-frontalis: 29; 27,5 mm.
Geringste Breite zwischen den Augen: 16,2; 14,2 mm.
Länge des letzten oberen Molaren: 7,7; 7,7 mm.
Länge der vorletzten oberen Molaren: 8,2; 8,2 mm.

13. Phoca richardsi, *Gray*. Alaska-Seehund.

Ein Schädel ohne Unterkiefer einer sehr jungen Robbe von der Yzembeck-Bay in der Nähe der Moller Bay auf der Halbinsel Alaska.

Die Intermaxillaren legen sich an die Nasalen an und sind am oberen Ende spitz zugeschärft. Die Sutura naso-frontalis ist kürzer als die Entfernung ihres vorderen Endes von der Spitze des freien Randes des Nasale. Die oberen Molaren sind vierspitzig.

Basallänge des Schädels: ?
Größte Breite des Schädels: 93,8 mm.
Länge der oberen Molarenreihe: 35,1 mm.
Größte Breite des Hinterhauptes an den Bullae gemessen: 104,3 mm.
Größte Schädellänge: ca. 155 mm.
Länge der Nasalen: 38,6 mm.
Länge der Sutura naso-frontalis: 17,1 mm.
Geringste Breite zwischen den Augen; 12,5 mm.
Länge des letzten oberen Molaren: 7,9 mm.
Länge des vorletzten oberen Molaren: 8 mm.

14. Trichechus obesus *Illiger*. Walroß.

Zwei große Zähne von der Heilige-Kreuz-Bucht.

Länge: 73 cm; vom Zahnfleischrande an 55 cm; größte Breite: 5 cm; größte Dicke: 7 cm; größter Umfang: 19,5 cm.

15. Canis aff. lupus *L.* Wolf.

Fell eines sehr hellen Wolfes vom Kap Schipunski auf Kamtschatka.

Wahrscheinlich gehört es zu einer bisher noch nicht beschriebenen Art des Wolfes. Hoffentlich kommen bald Schädel und Felle aus den verschiedenen Gebieten Ostasiens zur wissenschaftlichen Untersuchung. Dann kann auch die Frage gelöst werden, ob der Wolf des Anadyr-Beckens nicht zu einer andern Art als der ostkamtschadalische gehört.

16. Vulpes aff. anadyrensis *Allen.* Kamtschadalen-Rotfuchs.

Fell mit Schädel vom Kap Schipunski auf Kamtschatka.

Ich bin nicht sicher, daß der Fuchs der Ostseite von Kamtschatka zu der vom Anadyr beschriebenen Art gehört. Leider liegt nur ein einziges Fell und ein einziger Schädel vor.

17. Vulpes kenaiensis *Merriam.* Kenai-Rotfuchs.

Fünf Schädel, auf der Kenai-Halbinsel gekauft.

18. Leucocyon aff. beringensis *Merriam.* Eisfuchs und Blaufuchs.

Ein Fell eines weißen Eisfuchses und eines Blaufuchses vom Anadyr.

19. Leucocyon spec. Blaufuchs.

Fell nnd Schädel von der Ukomak-Insel bei der Halbinsel Alaska.

20. Ursus gyas *Merriam.* Riesenbär.

Ein Schädel ohne Unterkiefer, gefunden auf der Spitze der Halbinsel Alaska an der Nzembeck-Bay dicht bei Moller-Bay.

Er ist sehr groß, hat weit auslegende Jochbogen und eine sehr breite Schnauze, sowie eine größere Hinterhauptslänge als irgendein anderer in der Literatur erwähnter, nordamerikanischer Bärenschädel.

Für Alaska sind bis jetzt folgende Arten von braunen Bären beschrieben worden: 1. Ursus gyas *Merriam* von der Pavlof-Bay, auf der Südseite der Halbinsel gegenüber Moller-Bay. 2. Ursus merriami *Allen* von der Portage-Bay südlich von der Kuskokwim-Mündung. 3. Ursus kidderi *Merriam* von der Chinitna-Bay am Cook Inlet. 4. Ursus middendorffi *Merriam* von der Kodiak-Insel. 5. Ursus eulophus *Merriam* von der Admiralty-Insel in der Nähe von Sitka. 6. Ursus phaeonyx *Merriam* aus der Nähe von Eagle am oberen Yukon. 7. Ursus kenaiensis *Merriam* vom Kap Elizabeth an der Westspitze der Kenai-Halbinsel. 8. Ursus alascensis *Merriam* vom Norton-Sund. 9. Ursus dalli *Merriam* von

der Yakutat-Bay, etwas nördlich von Sitka. 10. Ursus sitkensis *Merriam* von Sitka.

Von diesen zehn Arten scheinen fünf geographische Formen des Grislybären zu sein, alascensis, merriami, kidderi, kenaiensis, phaeonyx; der gewaltige U. middendorffi nimmt vielleicht eine abgesonderte Stellung ein und gyas, dalli, sitkensis und eulophus bilden sicher wieder eine besondere Gruppe von Riesenbären, die sich wahrscheinlich gebietsweise vertreten.

Der von Herrn Niedieck gesammelte Schädel gehört einem Riesenbären an; er hat eine größte Länge von 440 cm und eine größte Breite von 294 cm.

Von den Bären, deren Schädel eine größere Breite als 250 cm erreichen, sind bisher nur drei Arten beschrieben worden, Ursus gyas, dalli und middendorffi. In der folgenden Übersicht sind die Schädelmaße dieser Arten nach ihren Originalbeschreibungen in den Spalten 1—3 neben denen des vorliegenden Schädels zusammengestellt und in den übrigen noch einige Maße anderer Bärenschädel gegeben:

	Ursus dalli	Ursus gyas	Ursus middendorffi	Ursus von der Yzembeck-Bay	Ursus von Moller-Bay	Ursus von Kodiak
Entfernung des Vorderrandes des Zwischenkiefers von dem hinteren Ende des Hinterhauptkammes . .	424	—	440	440	447	431
Entfernung derselben Stelle vom Hinterrande der Hinterhaupthöcker	400	—	392	409	408	400
Entfernung derselben Stelle vom Vorderrande des Hinterhauptloches . .	366	390	377	387	387	370
Entfernung des Vorderrandes der Nasenbeine vom hinteren Ende des Hinterhauptkammes	360	—	358	380	385	365
Entfernung des Vorderrandes des Hinterhauptloches von der Naht zwischen den beiden Teilen des Keilbeinkörpers.	107	112	105	verwachsen	107	107
Länge des knöchernen Gaumens . .	—	212	—	204	211	206
Entfernung des Hinterrandes des knöchernen Gaumens von dem Vorderrande des Hinterhauptloches	172	177	167	183	175	166
Entfernung des Vorderrandes des Hinterhauptloches von der durch die Vorderränder der letzten Backzähne gelegten Ebene	242	—	238	262	263	246
Größte Schädelbreite am Jochbogen.	269	285	277	295	260	302
Geringste Schädelbreite zwischen den Augenhöhlen	92	—	98	92	92	101
Entfernung der Spitzen der Hinteraugenhöcker von einander	134	—	132,5	ca. 138	141	142

Wir sehen, daß der Schädel von der Yzembeck-Bay im allgemeinen sehr gut mit dem Schädel von der benachbarten Moller-Bay übereinstimmt; er ist nur noch breiter. Zu U. middendorffi darf er deshalb nicht gezogen werden, weil bei diesem das Hinterhaupt verhältnismäßig viel kürzer ist. Die Entfernung des Hinterrandes des knöchernen Gaumens von dem Vorderrande des Hinterhauptloches ist bei U. middendorffi viel geringer, dagegen die Stirn breiter.

Es kommen also U. dalli und U. gyas in Frage. Aus unsrer Maßübersicht können wir entnehmen, daß die beiden Schädel von der Yzembeck- und Moller-Bay jedenfalls nicht zu U. dalli gehören; denn sie haben trotz ihrer bedeutenderen Länge eine ebenso breite Stirn, aber längere Hinteraugenhöcker. Dagegen sind ihre Maße in befriedigender Übereinstimmung mit den für U. gyas gegebenen. Diese Art ist von der Pavlof-Bay gegenüber der Moller-Bay, also aus der nächsten Nähe, zuerst beschrieben worden.

Der vorliegende Schädel besitzt außerordentlich starke Jochbogen; sie sind an der breitesten Stelle 53 mm, an der schmalsten Stelle 33 mm breit und laden fast so weit aus wie bei dem stärksten U. middendorffi, den man kennt.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf aufmerksam machen, daß auf S. 287 des Bull. American Mus. XX. 1904 die beiden unteren Abbildungen vertauscht worden sind. Das mittlere Bild stellt den Schädel von U. middendorffi, das untere denjenigen von U. gyas dar.

21. Danis kenaiensis *Merriam*. Grizzlybär der Kenai-Halbinsel.

Zwei Felle mit Schädeln von der Kenai-Halbinsel.

22. Euarctos aff. hylodromus *Elliot*. Kenai-Baribal.

Fell mit Schädel von der Kenai-Halbinsel.

Leider ist es mir nicht möglich, nach diesem einen Tier festzustellen, ob der Kenai-Baribal, wie allerdings zu erwarten wäre, einer besonderen Art von Euarctos angehört.

23. Danis piscator *Pucheran*. Kamtschadalen-Braunbär.

Ein Schädel vom Kap Schipunski.

Unter den von Herrn Niedieck erlegten Bären befinden sich zwei sehr verschiedene Abänderungen, eine hellrückige und eine dunkelrückige. Allen berichtet in dem Bulletin of the American Museum of Natural

History XIX., 1903, S. 163—166 ausführlich über diese Abweichungen. Vielleicht kommt auf Kamtschatka neben dem Braunbären ein Riesenbär vor, ähnlich wie in Alaska. Der vorliegende Schädel gehört sicher zu der Art, die Pucheran piscator genannt hat auf Grund desjenigen Tieres, welches in Voyage autour du Monde sur la Frégate La Venus, Atlas, Taf. 4, abgebildet worden ist. Es stammte von Kamtschatka.

Für die dunkleren Riesenbären kann voraussichtlich der durch Th. v. Middendorff vorgeschlagene Name Ursus beringianus deshalb nicht angewendet werden, weil auf Taf. I des Reisewerkes die Schädel zweier verschiedener Bärenarten unter einem und demselben Namen abgebildet worden sind und beide nicht von Kamtschatka, sondern von der Westküste des Ochotskischen Meeres bezüglich von der Schantar-Insel stammen, wo wahrscheinlich andere Bärenarten leben als auf der Ostseite von Kamtschatka.

24. Gulo aff. luscus *L.* Vielfras.

Ein Fell, auf der Kenai-Halbinsel gekauft.

25. Lynx aff. mollipilosus *Stone.* Rotluchs.

Acht Schädel, auf der Kenai-Halbinsel gekauft.

Sie sind ziemlich klein, ihre Basallänge beträgt zwischen 101,9 und 110,4 mm bei ausgewachsenen Tieren, die Occipito-Nasallänge zwischen 111,5 und 120,8 mm. Besonders kurz ist der Hinterkopf; die Entfernung des letzten Molaren von dem Hinterhauptsloch beträgt zwischen 62,8 und 67,8 mm.

Schon aus diesen Messungen darf man vermuten, daß der Luchs der Kenai-Halbinsel eine besondere Art darstellt. Zu ihrer Beschreibung gehört aber ein reichhaltigeres Material an nordamerikanischen Luchsschädeln, als es im Berliner Museum vorhanden ist.

26. Mustela kenaiensis *Elliot.* Kenai-Marder.

Drei Schädel, auf der Kenai-Halbinsel gekauft.

27. Lutreola melampeplus *Elliot.* Kenai-Zobel.

Sechs Schädel, auf der Kenai-Halbinsel gekauft.

28. Sorex aff. arcticus *Merr.*

Ein Tier in Alkohol.

Diese Spitzmaus gehört zur personatus-Gruppe; eine genauere Bestimmung ist vorläufig nicht möglich, da im Berliner Zoologischen Museum zu wenig Spitzmäuse aus Nordamerika vorhanden sind.

B. Vögel.

Von

Professor Dr. A. Reichenow,
zweitem Direktor des Zoologischen Museums in Berlin.

I. Von Kamtschatka.

Laridae.

1. Larus glaucus *Brünn.* — Kayne-Insel in der Bering-Straße 3. August 1906, Heilige-Kreuz-Bucht 28. Juli 1906. Auge, Schnabel und Füße rötlichweiß.
2. Larus vegae *Palmén* — Anadyr-Bucht 23. Juli 1906.
3. Larus schistisagus *Stejn.* — Marsoopa-Bucht in Kamtschatka 12. Juli 1906. Auge strohgelb; Schnabel gelb mit rotem Fleck auf der Spitze des Unterschnabels; Füße blaß fleischfarben. — Mit zwei Dunenjungen.
4. Larus canus *L.* — Bitchivin in Kamtschatka 23. Mai 1906. Auge dunkel bronzefarben; Schnabel und Füße grünlichgelb.
5. Rissa brevirostris (*Bruch*) — Kayne-Insel 3. August 1906. Auge dunkelblau; Schnabel zitronengelb; Füße schieferschwarz.
6. Xema sabinei (*Sab.*) — Kresta-Bucht an der Küste Ostsibiriens 28. Juli 1906.
7. Stercorarius longicauda Vieill. — Anadyr-Tal.
8. Sterna macrura *Naum.* — Anadyr-Bucht 23. Juli 1906. Auge dunkel stahlblau.

Anatidae.

9. Mergus merganser *L.* — Anadyr-Tal.
10. Mergus albellus *L.* — Anadyr-Tal.
11. Somateria spectabilis (*L.*) — Kresta-Bucht 28. Juli 1906.
12. Heniconetta stelleri (*Pall.*) — Kayne-Insel 3. August 1906. Auge dunkel bleifarben; Schnabel bräunlich; Füße dunkelgrau.
13. Histrionicus histrionicus (*L.*) — Anadyr-Tal.

14. Nyroca marila (*L.*) — Anadyr-Tal.
15. Nyroca hyemalis (*L.*) — Anadyr-Tal 25. Juli 1906; Kayne-Insel 2. August 1806. Auge ockergelb; Füße grau.
16. Anas penelope *L.* — Anadyr-Tal.
17. Anas acuta *L.* — Anadyr-Tal.
18. Anas crecca *L.* — Anadyr-Tal.
19. Anas formosa *Georgi* — Anadyr-Tal.
20. Anser serrirostris [J. Gd.] *Swinh.* — Anadyr-Tal.
21. Anser albifrons (*Scop.*) — Anadyr-Tal.
22. Philacte canagica (*Sevast.*) — Anadyr-Tal.

Charadriidae.

23. Arenaria interpres (*L.*) — Kayne-Insel 2. August 1906; Kresta-Bucht 28. Juli 1906. Schnabel braun bis dunkel olivenbraun; Füße ockergelb bis scharlachrot.
24. Charadrius fulvus *Gm.* — Anadyr-Tal.
25. Charadrius hiaticula *L.* — Anadyr-Tal.

Scolopacidae.

26. Phalaropus lobatus (*L.*) — Anadyr-Tal.
27. Phalaropus fulicarius (*L.*) — Kresta-Bucht 28. Juli 1906. Oberschnabel braun, Unterschnabel gelblich; Füße grünlichgrau.
28. Tringa alpina *L.* — Heilige-Kreuz-Bucht 28. Juli 1906; Anadyr-Bucht 23. Juli 1906; Kayne-Insel 3. August 1906.
29. Tringa temmincki *Leisl.* — Anadyr-Bucht 23. Juli 1906.
30. Totanus pugnax (*L.*) — Anadyr-Tal.
31. Eurynorhymchus pygmaeus (*L.*) — Heilige-Kreuz-Bucht 28. Juli 1906.

Gruidae.

32. Grus niediecki (*Rchw.*) — Anadyr-Tal.

Diese von Herrn Niedieck entdeckte und ihm zu Ehren benannte Art ist dem Grus canadensis am ähnlichsten, aber viel kleiner; insbesondere sind Schnabel und Läufe kürzer; Wangen und Kehle sind weißlichgrau. — Gefieder im allgemeinen grau, Wangen und Kehle blasser, weißlichgrau; Handschwingen schwarz; Stirn, Scheitel, Zügel und Schläfengegend nackt, rötlich, mit sparsamen schwarzen Borsten; Schnabel und Füße schwarz, Schnabelspitze blasser, grau. Länge etwa 850, Flügel 430, Schwanz 150, Schnabel 88, Lauf 165 mm.

33. Lagopus lagopus (*L.*) — Marsoona-Bucht 19. Juni 1906.
34. Lagopus rupestris (*Gm.*) — Becheoinskaya-Bucht in Kamtschatka 25. Mai 1905; Marsoona-Bucht 5. und 20. Juni 1906.

Corvidae.

35. Corvus corax *L.* — Becheoinskaya-Bucht 2. Mai 1906.

Fringillidae.

36. Emberiza nivalis (*L.*) — Anadyr-Tal; Kayne-Insel 3. August 1906.
37. Calcarius calcaratus (*Tem.*) — Anadyr-Bucht 23. Juli 1906; Kayne-Insel 3. August 1906.
38. Pinicola enucleator (*L.*) — Anadyr-Tal.

Motacillidae.

39. Motacilla lugens *Kittl.* — Marsoona-Bucht 14. bis 25. Juni 1906.
40. Budytes flavus (*L.*) — Anadyr-Bucht 23. Juli 1906; Marsoona-Bucht 20. Juni 1906.
41. Anthus cervinus *Pall.* — Marsoona-Bucht 20. bis 26. Juni 1906.

Sylviidae.

42. Calliope calliope (*Pall.*) — Marsoona-Bucht 18. Juni bis 1. Juli 1906.

II. Von Alaska und den Aleuten.

Alcidae.

1. Uria columba (*Pall.*) — Kodiak-Insel bei Alaska 22. Oktober 1906.
2. Uria snowi (*Stejn.*) — Kenai-Fluß 7. Oktober 1906. Auge blauschwarz; Schnabel und Füße schieferschwarz.
3. Fratercula corniculata (*Naum.*) — Cerk-Insel 5. September 1906. Auge schwarz; Augenlid scharlachrot; Füße orangegelb.
4. Ptychorhamphus aleuticus (*Pall.*) — Ongar-Sund 26. August 1906. Auge weiß; Füße hell schiefergrau.
5. Simorhynchus cristatellus (*Pall.*) — Ongar-Sund 26. August 1906. Auge hellbraun; Füße hell schiefergrau.

Colymbidae.

6. Colymbus auritus *L.* — Kodiak 22. Oktober 1906. Auge ockergelb; Füße hellgrün.

Procellariidae.

7. Diomedea nigripes *Aud.* — Aniakehak-Bucht 29. August 1906. Auge braun; Schnabel braun; Füße schwärzlich schieferfarben.

Laridae.

8. Larus glaucescens *Naum.* — Dutch Harbour, Aleuten 14. August 1906; Unimack, Aleuten 23. August 1906. Auge strohgelb, Füße fleischfarben.
9. Larus smithsonianus *Coues* — Kodiak-Insel 30. August 1906. Auge strohgelb; Füße hell fleischfarben.
10. Larus philadelphia (*Ord*) — Kenai-Fluß 6. September und 9. Oktober 1906. Auge schwarz; Schnabel braun; Füße hell fleischfarben.
11. Larus atricilla *L.* — Kenai-Fluß 6. Oktober 1906. Auge schwarz; Schnabel braun; Füße fleischfarben.

Anatidae.

12. Oidemia deglandi *Bp.* — Yakutat-Bucht.

Charadriidae.

13. Squatarola squatarola (*L.*) — Kenai-Fluß 7. Oktober 1906. Auge schwarz; Füße grau.
14. Charadrius dominicus (*St. Müll.*) — Kenai-Fluß 7. Oktober 1906. Füße grau.

Scolopacidae.

15. Tringa couesi (*Ridgw.*) — Kenai-Fluß 7. Oktober 1906; Isenbeck-Bucht 22. August 1906. Schnabel und Füße olivengrün.
16. Tringa pacifica *Coues* — Kenai-Fluß 7. Oktober 1906.
17. Tringoides macularius (*L.*) — Kenai-Fluß 14. November 1906.

Falconidae.

18. Circus hudsonius (*L.*) — Kenai-Fluß 6. Oktober 1906.

Strigidae.

19. Bubo arcticus *Sw.* — Kenai-Fluß 15. September 1906.
20. Syrnium cinereum (*Gm.*) — Kenai-Fluß 3. Oktober 1906. Auge gelb.

Picidae.

21. Picoides alascensis (*Nels.*) — Kenai-Fluß 15. September und 4. Oktober 1906.

Corvidae.

22. Corvus principalis *Ridgw.* — Yakutat-Bucht 1. November 1906.
23. Corvus caurinus (*Baird*) — Kodiak 18. bis 20. Oktober 1906.
24. Pica hudsonica (*Sab.*) — Kodiak 18. bis 20. Oktober 1906.
25. Perisoreus fumifrons *Ridgw.* — Kenai-Fluß 13. bis 26. November 1906.

Icteridae.

26. Scolecophagus carolinus (*Müll.*) — Kodiak 22. Oktober 1906.

Fringillidae.

27. Pinicola alascensis *Ridgw.* — Kenai 4. Oktober 1906.
28. Loxia leucoptera (*Gm.*) — Kenai 4. Oktober 1906.
29. Montifringilla griseonucha (*Brandt*) — Dutch Harbour (Aleuten) 14. und 15. August 1906.
30. Acanthis linaria (*L.*) — Kodiak 19. Oktober 1906.
31. Calcarius alascensis *Ridgw.* — Dutch Harbour 15. August 1906; Unimak (Aleuten) 23. August 1906.
32. Ammodramus sandwichensis (*Gm.*) — Dutch Harbour 15. August 1906.
33. Junco oregonus (*Towns.*) — Kenai 17. September 1906.

Motacillidae.

34. Anthus pensilvanicus (*Lath.*) — Isenbeck-Bucht 22. August 1906.

Paridae.

35. Parus septentrionalis (*Harris*) — Kenai 17. September 1906.
36. Parus evura *Coues* — Kenai-Fluß 29. September 1906.



C. Niedere Tiere.

Bestimmt im Königlichen Zoologischen Museum.

Vermes.

Ascaris adunca *Rud.* aus Gadus sp.
Oxyuris sp. aus Erethizon myops Merr.

Arachnoidea.

Eine unreife Lycoside.

Diptera.

Calliphora vomitans (*L.*).
Lucilia regine *Meig.*
Scatophaga stercoraria (*L.*). — Fundort: Alaska.

Lepidoptera.

Larentia unangulata *Hw.*
Larentia munitata *Hb.*
Pieris napi *L.*
Papilio machaon *L.* var. Kamtschadalus Alph.
Brenthis euphrosyne *L.* — Fundort: Kamtschatka, Marsoopa-Bucht.

Hymenoptera.

Formica fusca *L.* — Fundort: Alaska, Kenai-Halbinsel und Kassilof-See.

Pediculidae.

Haematopinus spec. — Fundort: Alaska.

Coleoptera.

Upis ceramboides *L.*
Stenotrachelus arctatus *Say.* — Fundort: Kamtschatka.

Crustacea.

Pandalus Danae *Stimps.*
Pandalus annulicornis *F.*
Rocinela belliceps *Stimps* vom Dorsch.
Lepeophtheirus spec. vom Dorsch. — Fundort: Alaska.



Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

